

Die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein.

Erster vorläufiger Bericht

von

J. Boehlau, G. Eisentraut, H. Hofmeister und W. Lange.

Mit einem Beitrage von E. Schröder.

(Hierzu 2 Pläne und 4 Tafeln.)

Die Untersuchung der Befestigungen auf der Altenburg bei Niedenstein stand ursprünglich im Zusammenhange mit der umfassenden Arbeit an den vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen im ehemaligen Kurfürstentum Hessen, welche die Kasseler Museumsdirektion mit Unterstützung des Herrn Kultusministers und des Bezirksverbands in Verbindung mit dem Geschichtsverein unternommen hat. Die Resultate dieser Arbeit sollen nach dem niedersächsischen Vorbild in einer zwanglosen Folge von Heften veröffentlicht werden. Der Wunsch, ein geographisch geschlossenes Gebiet aufzuarbeiten, hat zur Beteiligung des oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen und des Nassauischen Museums in Wiesbaden an den Veröffentlichungen geführt, und der geplante Atlas wird somit die alten Befestigungen zwischen Diemel, Werra, Kinzig, Rhein und Sieg umfassen.

Bei der Aufnahme der Altenburg stellte es sich heraus, daß uns hier eine Anlage erhalten ist, die ein besonderes Interesse beansprucht. Der Umfang, die Stärke und die Eigenartigkeit der Befestigungen sowie die Menge der aufgelesenen Scherben, die soweit sie bestimmbar waren alle der La Tène-Zeit angehören, ließen erkennen, daß die Altenburg eine der bedeutendsten germanischen Burgen im Gebiete der Chatten war. Der

Bericht des alten Chronisten Lauze¹⁾, daß einige Regenbogenschüsselchen sowie an zehn Zentner eiserner Waffen, bronzenen Pferdegeschirrs und sonstiger „Kriegsrüstung“ oben gefunden seien, gab Hoffnung auf ansehnliche, für die genaue Zeitbestimmung wichtige Funde. Endlich befestigte sich je länger je mehr die Überzeugung, daß diese Burg in Beziehung mit Mattium, dem von Tacitus (Annal. I. 56) erwähnten caput gentis der Chatten stehe, das Germanicus im Jahre 15 n. Chr. verbrannte.

Alles dies legte eine systematische Untersuchung der Befestigungen und der Wohnplätze der Burg nahe, und die römisch-germanische Abteilung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts ermöglichte diese durch wiederholte Gewährung von Mitteln. Die Ausgrabungen begannen 1905 und sind jährlich fortgesetzt worden. Ihre Ergebnisse rechtfertigten unseren Entschluß, und wir sehen es als unsere Aufgabe an, sie nach Maßgabe der erreichbaren Mittel weiterzuführen. Die Unterstützung der Königlichen Forstbehörde und der Gemeinde Niedenstein, die mit dankenswerter Bereitwilligkeit die Erlaubnis zu den Grabungen gaben und sie in weitgehender Weise förderten, läßt erhoffen, daß wir sie trotz der durch den Baumbestand geschaffenen Schwierigkeiten zu einem befriedigenden Abschluß bringen werden.

Unter den dargelegten Verhältnissen mußte eine gesonderte Veröffentlichung der Altenburg ins Auge gefaßt werden. Um der Forschung die wichtigsten Funde und

¹⁾ Lauze, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts schreibt, bringt den Fund mit den Kämpfen zwischen Sachsen und Franken zusammen. Er schreibt (Chronik I fol. 119, Handschrift der Landesbibliothek zu Kassel 2^o ms. hass. 2): „Man hat villicht vor Zehen Jaren zwischen der stat Nidenstein und dem Schloß Falkenstein, da man es auff der Burg nennet, etliche gute goltgulden funden, mit sieben C auff dem gebrege, auch viel messer, Spießeisen, und kurtze stoßdegen, die man weiland Hessen pflegte zu nennen auch übergolte pferdspangen und dergleichen mehr Krieger rüstung funden, so am gewicht über zehen Centner gehalten, das alles knies tieff in der erden gelegen und mit großen Eichenbeumen überwachsen ist gewesen. Das seind gewisse Urkhund und merkzeichen, daß der Sachssen an dem Orte etliche seind umbkommen.“

Man wird einen Seufzer über so vieles unwiederbringlich verlorene Material schwer unterdrücken. Die Bestimmung der Goldgulden als Iriden ist sicher. Die sieben C sind die Reste der üblichen Randverzierung aus kleinen halbmondförmigen Ornamenten, die man wegen ihrer Stelle und ihrer Gestalt als Umschrift auffaßte. Diese Randverzierung ist durch ungeschickte Prägung nicht selten bis auf geringe Reste ausgeblieben oder undeutlich geworden.

Feststellungen rasch zugänglich zu machen, hat der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde die Veröffentlichung vorläufiger Grabungsberichte in seiner Zeitschrift übernommen. Nach dem endgültigen Abschluß der Grabungen soll eine zusammenfassende Publikation erscheinen.

I. Topographisches.

(S. die Karte der Umgebung der Altenburg.)

Die Altenburg ist die mittlere Erhebung eines von NO nach SW streichenden Höhenzuges, der den oberen Lauf der Ems, eines Nebenflusses der Eder, von ihrem Nebenflüßchen der Wichoff trennt. Drei Basaltdurchbrüche geben dem Zuge seine dreigipflige Gestalt. Die nördlichste Erhebung trägt auf einer kegelförmigen Klippe die Ruinen der mittelalterlichen Burg Falkenstein. Sie hängt durch einen breiten Sattel mit der mittleren Erhebung, der Altenburg, zusammen, einem mächtigen Plateau mit schroff abfallenden Seiten. Die südlichste Erhebung, der Emserberg, ist von der Altenburg durch eine tiefe Einsenkung getrennt; er zeigt keinerlei Befestigungen, nur eine geradlinige mittelalterliche Wegsperre, noch heute der Schlag- oder Wehrgraben genannt, zieht durch die erwähnte Senke an seinem Hange hinauf.

Das Tal der Ems auf der Nordwestseite der Altenburg ist schmal, und seine Wiesen zeigen, daß es vor Zeiten sumpfig war. Auf der Ostseite bilden die sanften Hänge des Höhenzuges, der die Altenburg trägt, und des gegenüberliegenden Langenberges die breiten, zum Anbau wohl geeigneten Talränder des Wichoff-Baches. In dieser Talbucht liegt auf einem Vorsprunge des Langenberges die mittelalterliche Landgrafenstadt Niedenstein. Vom Langenberge kommt die Matzoff herunter, die sich bei Kirchberg mit der Wichoff vereinigt; an ihr liegt 4 Kilometer südlich von Niedenstein Metze, dessen Name und Lage dem taciteischen Mattium entspricht (s. S. 48 A. 1).

Die Altenburg liegt im Hessengau, der von jeher als Herz und Kern des Hessenlandes gefeiert wurde. Von ihrem Gipfel aus sind die nahen Kultstätten Wodans (Gudensberg) und Donars (Fritzlar) und das caput gentis Chattorum, Metze, sichtbar. Dicht bei Gudensberg liegt die alte Thingstätte Maden. Kleinere Befestigungen

krönen die nächsten Höhen, so den Bilstein bei Besse, die Burg bei Großenritte am Langenberg, den Hirzstein bei Elgershausen, den Baunsberg bei Altenbauna, den Lohnerkopf bei Lohne und den Heiligenberg bei Züschen. Bis in die neolithische Zeit reichen die Spuren intensiver Besiedelung der Gegend zurück. Bei Kirchberg ragt der kegelförmige Wartberg als Wahrzeichen aus der Ebene hervor, dessen Gipfel eine neolithische Station trägt; Steinkistengräber von einer für unsere Gegend ungewöhnlichen Mächtigkeit sind bei Züschen am südlichen Abhang der Lohner Berge, im Stadtwald südlich von Fritzlar und am Landgrafenborn bei Metze nachgewiesen worden.

2. Die Befestigungen.

(S. die Karte der Altenburg.)

Das Plateau auf der Altenburg ist von Natur stark befestigt. Von seinen fünf Seiten sind zwei, die östliche und südöstliche, die mit steilen Klippen und Schroffen abfallen, unzugänglich. Nur durch zwei (absichtlich erweiterte?) Lücken in den Felsen führen schmale leicht abschließbare Pfade auf der Ostseite empor (Stickel- und Holzhauerpfad). Auch die Südwestseite kann in Anbetracht der Steilheit des Hanges als nahezu sturmfrei bezeichnet werden. Im Nordwesten ist der Anstieg bei etwa 25 % Steigung schwierig genug; hier schützte überdies das vorliegende sumpfige Emstal. Die gefährdete Seite war die nordöstliche nach dem Falkenstein zugewandte, die Torseite der Burg. Ihr Plateau liegt nur 35 m über dem Sattel zwischen den beiden Bergen und ist ohne große Schwierigkeiten zu ersteigen, und der Sattel seinerseits senkt sich in allmählichem Fall zum Niedersteiner Tal. War hier also für den regelmäßigen Verkehr in Friedenszeiten der beste und bequemste Zugang gegeben, so war dieser Zugang zugleich in Kriegszeiten der gewiesene Angriffspunkt des Feindes. Die Gefahr wurde durch den nahen Falkenstein vergrößert, der mit seinen auf den Sattel vorgeschobenen Klippen dem Angreifer einen festen Stützpunkt unmittelbar vor der schwachen Seite der Burg bot.

Um allen Gefahren zu begegnen, hat man die Altenburg mit einer doppelten Wehrlinie geschützt, einer oberen um den Rand des Plateaus und einer unteren um den Fuß der Burg.

a. Die untere Mauer.

(S. das untere Profil auf S. 19.)

Die untere Linie, heute ein Wall aus Erde und Steinen, zum Teil mit davorliegendem Graben, zieht vom Falkenstein aus unterhalb des Sattels um die Südostseite der Altenburg herum. Diese Linie schließt an einen vom Falkenstein ausgehenden Felsgrat an und zieht damit den Falkenstein als vorspringende Bastion in die Befestigung hinein, sie sperrte aber zugleich den Sattel und somit den Zugang von der Niedensteiner Seite her ab. Nach Nordwesten hin blieb der Sattel ungeschützt, offenbar weil man sich auf die Sicherung durch die Ems verlassen konnte: nur eine kurze Wehrlinie — heute als Wall erhalten — zog von der Westseite des Falkensteins den Hang zur Ems soweit hinab, wie der Neigungswinkel des Hanges allenfalls eine feindliche Annäherung hier erlaubt hätte. Der untere Wall tritt zum ersten Male am Rande der terrassenförmig abfallenden Klippen des Falkensteins auf, wo er eine zugängliche Stelle deckt, setzt dann aus, um vor einer Lücke in den Klippen wieder anzufangen. Er umzieht den letzten Klippenabsatz, biegt um diesen herum und sucht in gradem Zuge ohne Rücksicht auf das Niveau die Südostspitze der Altenburg, an die er bis auf etwa 60 m herantritt. Dann begleitet er in gleichem Abstand den Fuß des Berges. Seine letzten Spuren verlaufen etwa in der Höhe der Nordwestecke der Burg an einer Stelle, wo der Steilhang des Berges eine Weiterführung unnötig machte. Der alte Hauptdurchlaß durch den in der Neuzeit vielfach durchbrochenen Wall scheint der noch heute vom Wege von Niedenstein nach Sand benutzte zu sein (vgl. S. 16).

Wir zweifelten anfangs an der Zugehörigkeit der Linie zu den vorgeschichtlichen Befestigungen und dachten an einen Zusammenhang mit dem Falkenstein und dem spätmittelalterlichen Schlaggraben zwischen Altenburg und Emserberg. Nachdem aber ihr ganzer Verlauf und damit ihr Zweck klargelegt war, der nur der Verteidigung der Altenburg sein konnte, mußte dieser Zweifel zurücktreten. Die Altenburg ist nach Ausweis der Scherbenfunde seit der La Tène-Zeit nie als Wohnstätte oder Zufluchtsort benutzt worden. Die Untersuchung des Walles hat denn auch ergeben, daß er das Überbleibsel einer Mauer aus Steinen, Holz und Erde ist, deren Konstruktion durchaus vorgeschichtlichen Charakter trägt.

Trotz mehrerer Durchschnitte — zwei wurden von uns gemacht, ein dritter bei Durchlegung eines Wasserleitungsgrabens beobachtet — ist es noch nicht gelungen, alle Details der Konstruktion festzustellen. Der bisherige Befund ergab folgendes. Vor der Mauer lief ein 1,2 m tiefer und 7 m breiter Graben mit spitzer Sohle; die Grabenerde war nach vorwärts geworfen. Ob eine Berme vorhanden war, ist noch zweifelhaft; in einem der Schnitte wurde vor dem Mauerfuß eine 70 cm breite und 3 cm starke horizontale Kohlschicht gefunden, die kaum anders erklärt werden kann, als daß brennendes Holz vom Oberbau der Mauer auf eine horizontale Fläche vor dieser herabgefallen war. Die Kohlschicht hatte eine Ausdehnung von etwa einem Meter. Die Mauer bestand aus einem etwa 3 m breiten Erdkern mit einer nahezu 1 m breiten Steinfront. Diese Steinfront ist nirgends mehr aufrecht gefunden worden, weil sie unter dem Druck der rückwärtigen Erdmassen nach vorn abgerutscht war, ist aber aus den Fundumständen mit aller Sicherheit zu erschließen. Es ergab sich an allen Schnitten dasselbe Bild. 1,50 m vor der Wallkrone fand sich in der Böschung dicht unter der Oberfläche bis auf den gewachsenen Boden reichend eine bis zu 2 m breite Steinmasse, die nach der Wallseite zu horizontal lagernd nach dem Graben hin geröllartig abfiel. Unter dem Steinmaterial befanden sich außerordentlich viele Säulenbasaltblöcke, die bis zu 70 cm Länge hatten. Es ließ sich unter diesen Umständen feststellen, daß die ganze Steinmasse nicht geschüttet, sondern senkrecht zur Wallrichtung gelegt war: auch die in den Graben hineingedrückten Steine hatten zum großen Teile noch in ihrer schrägen Lage die alte Richtung beibehalten. Eine Steinmauer mit einer Erdmauer dahinter ist ohne Holzkonstruktion schwer denkbar. Auch von dieser sind Spuren nachweislich. Die vorher erwähnte Kohlschicht vor der Mauer und eine andere in einem anderen Schnitt hinter der Mauer rühren natürlich von einem hölzernen Oberbau her. Aber in dem Schnitt des Leitungsgrabens, den wir beobachteten, zog sich von der Steinfront an unter dem ganzen Wallfuß eine 2—3 cm starke Kohlschicht hin, die nur von dem hölzernen Ankerwerk der Mauer herrühren kann.

Wir hoffen, daß ein Durchschnitt an einer besonders gut erhaltenen Wallstelle Anhaltspunkte zu einer sicheren Rekonstruktion des Aufbaues geben wird.

b. Die obere Mauer.

(S. das obere Profil auf S. 19.)

Die obere Wehrlinie, eine Steinmauer, umgibt das Plateau an den beiden schwächsten Seiten im Nordost und Nordwest. Auf der Nordostseite setzt sie kurz vor der Endigung des Felsabsturzes der Ostseite an, und zieht mit einer Steigung von etwa 1° in ziemlich grader Richtung wenn auch nicht ohne leise Biegungen der Linie auf die Nordspitze des Plateaus zu, um dann in gleicher Höhe bleibend am Rande des Plateaus auf der Nordwestseite entlang zu laufen. An der Umbiegung zur Südwestseite bricht sie unvermittelt ab. Für das Zeitverhältnis zur unteren Mauer ist die augenfällige Tatsache bezeichnend, daß sich beide mit ihren Linien ergänzen.

Da beim Bau der Mauer außer großen Basaltblöcken auch sehr viele kleinere Steine verwandt worden sind, ist sie nach Vermoderung der nach allen Analogien vorauszusetzenden Holzkonstruktion zu einem Steinwall zusammengestürzt. Dieser Steinwall ist 5 m breit und nur noch 0,5 m hoch.

Der Nachweis aufgehenden Mauerwerks gelang an einer Stelle der Nordostseite. Hier kam 2,60 m vom äußeren Wallfuß entfernt ein 60 cm hohes kompaktes Mauerstück auf eine Länge von 2,80 m zum Vorschein. Dies Stück war ohne Regelmäßigkeit aus großen und kleinen Steinen geschichtet, aber sämtliche längeren Steine lagen horizontal und mit dem Kopfe senkrecht zur Wallrichtung, und die Fügung war eine so feste, daß die ganze Strecke sich leicht aus dem losen Geröll herauschälen ließ. Offenbar war hier das Mauerwerk durch einen glücklichen Zufall nach der Verwitterung des Holzes nicht zusammengestürzt, sondern hatte sich gesetzt. Auffällig ist die geringe Breite der Mauer, die nur 1,40 m beträgt. Es muß dahingestellt bleiben, ob sie vielleicht, wie es z. B. am Gleichberg bei Römhild schon beobachtet ist, aus mehreren hintereinandergesetzten Stücken gebaut war.

Für den Durchgang durch die Steinmauer kam nach dem oben S. 12 Bemerkten nur die Nordostseite in Betracht. Hier liegen heute zwei Durchbrüche unmittelbar nebeneinander. Die Entscheidung darüber, welcher der beiden als das alte Tor in Anspruch genommen werden kann, hängt mit der Untersuchung der Befestigungen vor der Steinmauer zusammen.

c. Befestigungen des Tores.

Den wegen seiner geringen Höhe über dem vorliegenden Terrain doppelt gefährdeten Eingang hat man durch ein besonderes System von Befestigungen zu schützen gesucht. Drei Mauern (a, b, cc auf dem Plane) sind vor das Tor vorgezogen; die zwei inneren (a und b) setzen an die obere Mauer an, die dritte äußere (cc) an den Hang des Burgfelsens; jede wird von der vorhergehenden überhöht, die innerste wieder von der Steinmauer; alle drei ziehen in flachen, konzentrischen Bogen am Hange abwärts vor dem Tore vorbei und finden unmittelbar vor ihm ihre Anlehnung an einen Klippenzug mit Terrassenbildung, der vom Ostabsturz des Burgfelsens ausgehend in Richtung auf den Sattel zwischen Burg und Falkenstein zu läuft. Die Unebenheiten des felsigen Hanges wurden für die Anlage der Mauer durch Aufschüttungen ausgeglichen; die stärkste, die wir konstatiert haben, hatte 1,60 m Tiefe. Es waren durch die drei Mauern drei Zwinger geschaffen, die durch die Ränder der Terrassen auf den Klippen und durch die Mauern vollständig geschlossen waren. Die Breite des äußersten Zwingers beträgt rund 50 m, des mittleren 20 m, des inneren 25 m, der Angreifer konnte also zunächst von allen vier Mauern zugleich beschossen werden und befand sich nach Bewältigung der äußeren Linien in den engen Zwingern in denkbarst ungünstiger Lage.

Die äußerste Mauer hat einen Graben vor sich. Ihre den oberen Mauern parallele Führung wird durch eine von außen her auf sie zulaufende und im stumpfen Winkel auftreffende Mauer unterbrochen. Diese Mauer (e), heute als Wall erhalten, kommt von der dem Sattel zunächst liegenden bastionartigen Erhebung des Falkensteins her. Wo sie die äußere Zwingermauer durchschneidet, biegt sie hakenförmig zurück: zwischen diesem hakenförmigen Ende und dem nördlichen Teile der Zwingermauer führt der alte Eingang in den ersten Zwinger. Das Tor der Quermauer liegt etwa 30 m unterhalb der Falkensteinklippe; es ist noch heute die einzige Durchbrechung des Walles, und Spuren eines alten Weges führen von hier aus in der Richtung auf die Durchbrechung der unteren Mauer, die wir oben S. 13 als deren altes Tor vermutungsweise bezeichneten. Für unsere Begriffe hat eine Anlage wie die der Quermauer e etwas Befremdendes: einmal im Besitze des Angreifers bildete sie die natürliche Sturmbrücke

gegen die Umfassungsmauer. Aber eine ähnliche Mauer hat Schuchhardt an der Befestigung des Hexentanzplatzes im Bodetale nachgewiesen (Atlas Heft VII S. 45 Abb. 39). Unsere Mauer sollte natürlich den Zugang zum Tore und zum Sattel erschweren und konnte diesen Zweck erfüllen unter der Voraussetzung, daß eine starke Besetzung der Bastion des Falkensteins eine Umgehung über den Falkenstein für den Angreifer unmöglich machte.

In dem äußeren Zwinger befindet sich 10 m von der Zwingermauer entfernt ein ihr paralleles stark verschliffenes Wallstück (d) von 75 m Länge, das heute dem Tore gegenüber endigt. In seiner jetzigen Gestalt und Lage ist es schwer verständlich, denn es setzt gerade da aus, wo es durch Verlegen des Weges innerhalb des Tores besonderen Wert gehabt hätte. Da ein moderner Weg vorbeiführt, ist die Möglichkeit, daß ein Stück abgetragen worden ist, nicht ganz ausgeschlossen, vielleicht handelt es sich auch um den Rest einer älteren Befestigung, wie bei dem Walle unten S. 21 (fff des Planes).

Von dem Tore führt der stellenweise noch kenntliche alte Weg zur Burg in schräger Richtung zu der mittleren Mauer hinauf. Diese und die innere Zwingermauer zeigen heute ebenso wie die Steinmauer (S. 15) zwei Durchlässe nebeneinander, von denen der eine zwischen dem Klippenrande und der Mauer durchgeht. Es ist selbstverständlich, daß einer von beiden neueren Ursprungs sein muß, und zwar ist es der oben genannte äußere östliche, zwischen Mauer und Klippenrand. Dies geht zunächst aus den Anlagen am Wege durch den zweiten westlichen Durchgang hervor. Dieser Weg wird nämlich im inneren Zwinger sowie eine Strecke weit innerhalb der Steinmauer auf der rechten Seite (für den Eintretenden) durch eine offenbar künstlich verstärkte Terrainhebung überhöht, sodaß für die Bekämpfung eines Feindes, der das Tor auch der dritten Zwingermauer genommen hatte, dem Verteidiger eine letzte Stellung geschaffen war. Ferner ergab die Untersuchung der inneren Zwingermauer, daß sie gerade in diesem Eingange (ihrer Nordwest-Flanke) durch ein heftiges Feuer zerstört worden ist, das ihr Holzwerk verkohlte und den Lehm weithin verziegelte und färbte (vgl. unten S. 18 ff.). Ein solches Feuer ist aber am allerersten beim Tor zu erwarten, nicht an einer beliebigen Stelle der Umfassung. Endlich spricht gegen die Auffassung des äußeren Weges

als des ursprünglichen, daß man durch ein Hindurchleiten des Eingangs zwischen Mauerende und Klippenrand die Stärke des Eingangs unnötig geschwächt hätte. Der äußere Weg ist also als moderner Holzabfuhrweg anzusehen, der den südöstlichen Teil des Burgplateaus erschließen sollte.

Wie die Steinmauer oben und die Umfassung unten stellen sich auch die Zwingermauern heute als Wälle dar. Trotz zahlreicher Schnitte fanden wir keine Spur, die zu der Annahme berechtigen konnte, daß auch diese Wälle die Überbleibsel einer mauerartigen Konstruktion gewesen seien, und in unserem Tagebuch wiederholen sich ständig die resignierten Feststellungen: „Aufschüttung“, „keine Reste von Mauer“ u. a. Endlich aber erbrachte die Untersuchung des innersten Zwingerwalles nahe beim Tore die Gewißheit, daß der „Wall“ aus Erde und Holz gebaut, also eine Mauer war; hier hatte ein Brand bei einer Einnahme der Burg in Kohlenlagern und Verziegelung des lehmigen Bodens ausgedehnte Spuren hinterlassen, und in den Kohlenlagern fanden sich auf der Sohle des Walles die Reste von Baumstämmen, die parallel zur Wallrichtung vom Fuße der vorauszusetzenden Mauer bis nahe an die innere Wallböschung lagen. Dieser Befund veranlaßte eine erneute sorgfältige Untersuchung des isolierten Wallstückes östlich des Tores, und hier fanden sich dann in der hinteren Wand des Schnitts 5—6 in der Richtung des Walles laufende, übereinanderliegende hellbräunliche Streifen, die sich deutlich vom lehmigen Boden abhoben: die durch den Druck des Erdreichs zusammengepreßten Stämme aus der Mauerfront. Dies Ergebnis entscheidet selbstverständlich auch für die übrigen Zwingerwälle. Der Fall ist lehrreich. Er mahnt zur Vorsicht bei der Beurteilung vorgeschichtlicher Wälle, die durchaus noch nicht als Wälle ausgesprochen werden dürfen, wenn einige Schnitte keine Spuren einer Konstruktion ergeben haben. Wir neigen nach unsern Erfahrungen dazu, überall da eine Mauer vorauszusetzen, wo nicht die Wallform als die ursprüngliche nachgewiesen ist.

Die Untersuchung des obersten Zwingerwalles (s. das mittlere Profil auf S. 19) nördlich des Tores war durch den Baumbestand außerordentlich erschwert. Was festgestellt werden konnte, ist folgendes. Die Brandspuren wurden vom Tore an bis noch 21 m nördlich des Tores gefunden. Sie treten im Walle 1,70 m vor dem äußeren Rande der Wall-

Reconstruction

Oberer (Stein-) Ringwall

Bodenlinie

vor der Ausgrabung

Gewachsener Boden (Fels)

Oberer Zwingerwall

Bodenlinie

vor der Ausgrabung

Gewachsener Boden

Reconstruction

Unterer Ringwall

Bodenlinie

vor der Ausgrabung

Gewachsener Boden

1:100

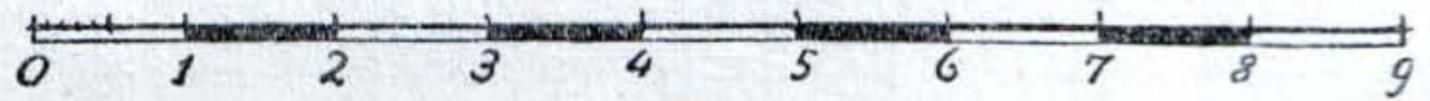


Abb. 1.

krone auf und ziehen sich 4,50 m weit bis nahe an die rückwärtige Böschung des Walles hinein. Unter der Humusschicht findet sich zunächst noch dunkler, allmählich heller werdender Boden mit verschwindend wenig Stückchen Kohle und veriegelten Lehmbrocken. Darauf folgt eine helle gelbe, stellenweise grau gefärbte Lehmschicht mit unregelmäßigen dünnen Bändern von Holzkohle und faustgroßen Nestern von Kohle und Asche. Unter dieser Schicht folgt eine bis zu 40 cm mächtige Schicht rotgebrannten lehmigen Bodens, mit schmalen Bändern von Kohle und Asche durchsetzt, dessen Färbung in der Regel nach unten zu an Intensität zunimmt. Diese rote Schicht liegt je nach den Terrainverhältnissen auf dem gewachsenen Boden oder auf einer weiteren Erdschicht von verschiedener Stärke (bis zu 50 cm), die keine Kohlenspur mehr aufweist. Unter der roten Schicht aber, teils auf dem gewachsenen Boden, teils auf der ausgleichenden Erdschicht, fanden sich die stärksten und zusammenhängendsten Kohlenlager. Hier aber nicht als schmale Bänder oder Nester wie oben. Vielmehr fanden sich an drei Stellen 1,70 m vor dem äußeren Rande des Walles in der Wallrichtung laufende 80—120 m lange und 40—60 cm breite Kohlenlager, von denen zwei sich scharf vom umgebenden veriegelten Boden abhoben, während das dritte an einer größeren formlosen aber lockeren Kohlenschicht lag. Die Mächtigkeit dieser Lager betrug an einer Stelle 10, an den beiden anderen 25 und 30 cm. Es kann sich hier also kaum um etwas anderes handeln als um verkohlte und durch den Druck des Erdreichs zusammengepreßte Stämme, und diese Deutung wird bestätigt durch einen Fund weiter im Innern des Walles. Hier lag auf demselben Niveau mit den vorderen Stämmen, in derselben Richtung — der des Walles — 1,80 m von jenen entfernt ein verkohlter Baumstamm von 50 cm Durchmesser, der an dem einen Ende seine Form so gut bewahrt hatte, daß man noch die Jahresringe erkennen konnte. Seine Länge festzustellen hinderte die Rücksicht auf den Baumbestand. Diese machte es gleichfalls unmöglich, zwei annähernd in der Mitte zwischen diesem Stamm und dem gegenüberliegenden Stammrest der Vorderfront auftretende Spuren zu verfolgen, die sich aus dem Kohlenlager, das hier den Boden bedeckte, hervorhoben und von einer dritten Stammreihe oder von Querhölzern herzurühren schienen.

Wir haben also in diesen teils auf dem gewachsenen

Boden, teils auf der ausgleichenden Erdschicht lagernden Stämmen die Reste der untersten Lage der Fachwerkkonstruktion der Mauer vor uns. Das Unzusammenhängende der Reste wird sich am besten durch die Annahme erklären, daß die verbrannte Mauer wieder in Stand geworden ist, bei der Wiederherstellung konnte nur die unterste Schicht aber auch diese nur stellenweise intakt bleiben. So ist auch das Fehlen aller Spuren des aufgehenden Holzwerks verständlich sowie der Umstand, daß vor der Mauer Brandreste vollkommen fehlen, während wir sonst doch Reste des nach vorn gefallen brennenden Oberbaus im Schutte finden müßten.

Die Untersuchung der Mauer östlich des Tores, in der die vergangenen Längshölzer in 5—6 Schichten übereinander konstatiert werden, ist noch nicht beendet. Brandspuren haben sich hier nicht gefunden, weder Kohle noch verziegeltes Erdreich. Es wird bei der Eroberung der Burg nur das nördliche Wallende in Brand geschossen worden sein, um die Stärke der Verteidigung zu brechen.

Zu den Sicherungen der Torseite der Burg gehörte schließlich der auf unserer Karte mit fff bezeichnete Wall, der von derselben Stelle der Falkensteinbastion ausgeht, wie der oben S. 16 besprochene Querwall. Er läuft von dort in fast schnurgrader Richtung 270 m nach Süden bis vor den Ostabsturz des Burgberges, gabelt sich hier und verläuft dann spurlos. Er würde für die Verteidigung dieselbe Bedeutung und Aufgabe gehabt haben, wie die Quermauer e. Häufung der Werke ist nun ja ein durchaus der Zeit und dem Charakter der Altenburg-Befestigung entsprechender Zug. Aber dieser Wall ist so völlig verschliffen — er wurde erst in allerletzter Zeit von uns entdeckt, obwohl wir ihn täglich überschritten haben —, daß er doch als eine aufgegebene und später durch die Quermauer ersetzte Linie zu gelten haben wird.

d. Zeitlicher Ansatz der Befestigungen.

Die Befestigungen der Altenburg gehören zu der Gruppe der doppelten Ringwälle. Da die innere Linie am Rande des schroff abfallenden Berges liegt, ist die äußere um dessen Fuß herumgezogen. Die gleichen Verhältnisse führten zu einer gleichen Anlage auf der Milseburg i. d. Rhön, nur ist hier der Absturz des Burgberges ein so jäher, daß man auf die innere Mauer ganz verzich-

tete und sich darauf beschränkt hat, die Zugänge durch Mauern zu sperren. Wenn danach die Altenburg zu den vorgeschichtlichen keltischen und germanischen Befestigungen zu rechnen ist, so legen zwei Bestandteile ihrer Werke es nahe, sie möglichst an das Ende der vorgeschichtlichen Periode zu rücken. Zunächst die Gräben, die den älteren Befestigungen zu fehlen scheinen. Wie es bei den sächsischen Burgen die Regel ist (Schuchhardt, Atlas S. 57, 231), so tritt übrigens auch auf der Altenburg der Graben nur an den äußersten Linien auf, offenbar weil sie mehr als die übrigen den Angriffen durch Belagerungsmaschinen ausgesetzt waren, über die der römische und fränkische Feind verfügte. Sodann weist die Zwingerbildung am Tore die Altenburg-Befestigung in verhältnismäßig späte Zeit. Schuchhardt hat diese als eine der charakteristischen Eigentümlichkeiten der Sachsenburgen erkannt (Atlas S. 57, 232). Er fand aber Vorstufen der später voll entwickelten Form, so die Barenburg bei Wülfinghausen, Kr. Springe, Bl. XL, und die Karlsschanze bei Willebadessen, Bl. LI, und schloß daraus, daß die Zwingeranlagen sich „in der Zeit zwischen den Römern und Karl dem Großen entwickeln“ (S. 65, 263). Die Zwingerbildung der Altenburg gehört zu jenen älteren Vorstufen. Ihr fehlt noch die Ausbildung der Schanzen, wie sie an der Skidroborg bei Schieder a. d. Emmer auftreten (Bl. LIII. 1), und die Zwingermauern sind noch nicht so kompliziert, wie etwa die auf dem Tönsberge bei Örlinghausen (Bl. LVI).

Unsere Funde erlauben nun Schuchhardts Ansatz nach rückwärts zu verschieben. Wie auf der ganzen Burg an allen Stellen und in allen Schichten mit Ausnahme einiger weniger spätmittelalterlichen Stücke nur Reste der La Tène-Zeit und zwar der spätesten La Tène-Zeit gefunden wurden, so auch in dem Schutte der Mauern. Auffällig fundarm war bisher die unterste Mauer. Wir haben hier nur den Boden eines großen Topfes auf der Sohle des Grabens gefunden. Es mag dies damit zusammenhängen, daß das Gelände, auf das die Mauer gebaut und aus dem das Erdreich und die Steine für ihre Konstruktion gewonnen wurden, spärlich oder gar nicht besiedelt war. Dagegen wurden außer Fragmenten von Mühlsteinen, Schleifsteinen, veriegeltem Hüttenbewurf und einigen zugeschlagenen, als Werkzeuge benutzten Steinen große Mengen von Scherben aus dem Schutte der oberen Mauer sowohl wie aus denen der Zwinger-

mauern gesammelt, und soweit diese Scherben nach Form oder Verzierung bestimmbar waren, konnten sie sämtlich der La Tène-Zeit zugewiesen werden. Besonders wichtig war in dieser Beziehung der Fund zahlreicher Scherben eines feinwandigen ornamentierten Töpfchens bester Technik von schwarzglänzender Oberfläche aus dem Schutte der Steinmauer, das nach der Lage inmitten des Gerölls unbedingt als Bruchstück schon in der Mauer gesessen haben mußte.

3. Die Siedelungen auf der Burg.

Die Altenburg ist, wenn man nach den Scherbenfunden schließen darf, in der La Tène-Zeit innerhalb der Steinmauer und an den geeigneten Stellen zwischen den Mauern und wahrscheinlich auch auf dem Sattel nach dem Falkenstein zu dauernd oder vorübergehend besiedelt gewesen. Die Ausdehnung der Wohnungen, ihre Gestalt und ihre Geschichte festzustellen wird die Hauptaufgabe der nächsten Jahre sein. 1908 haben wir mit der Untersuchung der Siedlungsreste auf der eigentlichen Burg innerhalb der Steinmauer begonnen.

Der höchste Punkt der Burg, ein kegelförmiger Basaltdurchbruch, das Dornköpfchen genannt, liegt im Nordwesten. Von dort zieht sich ein breites Plateau von 200 m Länge und bis zu 150 m Breite zum Nordrande des Berges. Von diesem Plateau senkt sich die Oberfläche der Burg nach Nordwesten und Südosten. Der Hang nach dem Bergrande im Nordwesten ist schmal. Der Hang nach Südosten nimmt gut Dreifünftel der ganzen Oberfläche der Burg ein. Er ist ebenso wie das oben genannte Plateau fast allenthalben für Wohnzwecke geeignet, besonders aber an der Südseite der Burg, wo zwischen dem Südwest- und Ostrande große, nahezu ebene Flächen zur Besiedelung einladen.

Versuchsgrabungen zwischen den Bäumen am Südwestrande im Jahre 1907 hatten das tatsächliche Vorhandensein starker Siedlungsreste hier ergeben. Es fanden sich Pfostenlöcher, die wegen des Baumbestandes nicht in Zusammenhang gebracht werden konnten, eine Menge verziegelter Lehmbrocken von dem Bewurf der Hütten mit den Abdrücken des zum Bau der Hütten verwandten Holzes und Reisigs (sog. Stakenlehm), darunter Stücke mit weißem Überzug, Scherben der La Tène-Zeit, einige

Eisensachen derselben Epoche: ein Gürtelhaken, ein Ring und ein Nagel, endlich einige Steinbeile, deren Benutzung bis in die La Tène-Zeit und in noch jüngere Epochen hinein ja durch vielfältige Beobachtungen bezeugt ist.

Die daraufhin beschlossene Fortsetzung der Untersuchung führte 1908 Hofmeister aus, der auf Schuchhardts Vermittelung die Vertretung des verhinderten Ausgrabungsleiters übernahm. Es fielen ihm die Nachforschung nach Pfostenlöchern der Wohnungen auf einer lichten Stelle auf der Fläche im Süden der Burg, die wegen ihrer durch die Bodenfeuchtigkeit begünstigten Vegetation den Namen der grünen Platte erhielt, sodann die Untersuchung einer Wallanlage auf dem nördlichen Plateau und endlich der runden, meist als Wasserlöcher angesprochenen Gruben zu. Hofmeister berichtet wie folgt:

a. Wohnstätten.

„Der wichtigste und bei weitem schwierigste Punkt der diesjährigen Grabung betraf die Erforschung des Besiedelungssystems der Altenburg. Das Gelände ist für eine derartige Untersuchung das denkbar ungünstigste. Abgesehen von der wenig versprechenden Bodenart ist das Plateau mit hohem Baumwuchs bestanden, von dessen Wurzeln man manche störende Veränderung der Aufschluß gebenden Erdlinien erwarten mußte. Auf die Zerstörung der keramischen Reste, die eine sichere Begleiterscheinung der Wohnstätten sind, konnte natürlich dieser Umstand keinen Einfluß ausgeübt haben, und gerade diese Scherben in Verbindung mit Stakenlehm, den Resten verbrannter Fachwerkwände, waren es, die — durch Versuchsgräben im Jahre 1907 gefunden — den Südrand der Burg als mit festen Häusern bestanden zu erkennen gaben. Waren aber feste Wände vorhanden gewesen, so mußten sie auch ein Fundament gehabt haben — entweder aus Steinen, oder wahrscheinlicher aus eingesenkten Pfosten.

Es wurde zunächst im allgemeinen probiert, ob es möglich sei, auf der „grünen Platte“ diese Fundamente zu finden. So groß sich zwischen den Bäumen eine zusammenhängende Fläche erzielen ließ — es war ein Rechteck von ungefähr $2\frac{1}{2}$ zu 5 m — wurde sie von oben gleichmäßig abgedeckt. Der Erfolg war günstig. In $\frac{1}{2}$ m Tiefe hoben sich die Pfostenlöcher überraschend klar ab: oder besser die Stellen, die früher durch Pfosten aus-

gefüllt waren. Die Ränder der eigentlichen Löcher waren nicht mehr zu erkennen; der lehmige Boden und die lehmige Füllung hatten sich durch die Feuchtigkeit zu einer einheitlichen Masse wieder vereinigt. Um so deutlicher waren die Standspuren der Pfosten. Bis auf den Centimeter konnte die ursprüngliche Dicke der Balken ausgemessen werden; die meisten hatten einen Durchmesser von 26 cm, einige von 30 und 40 cm. Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal bot das Geschick des Pfostens. War er vergangen, so zeigte sich ein runder dunkler Fleck in dem gelblichen Boden. War er verbrannt, so umgab den runden Fleck ein Ring von Holzkohle; und war das Feuer sehr stark gewesen, so war überdies der herumlagernde lehmige oder tonige Boden hellrot gebrannt, und um den tiefschwarzen Holzkohlenring hatte sich ein roter Tonring gelegt, der allmählich in den gelben Lehm übergang.

Dieser Fund erweckte die Aussicht, ein übersichtliches Bild über den Grundriß dieser Besiedelungsstelle zu gewinnen. Infolgedessen wurden mit Erlaubnis der Königlichen Forstbehörde und der Gemeinde Niedenstein einige im Wege stehende Bäume beseitigt. Dadurch wurde es ermöglicht, einen zusammenhängenden Plan von ca. 13 zu 25 m abzudecken und ein ermutigendes Bild zu gewinnen, das zur Fortsetzung dieser interessanten und vielversprechenden, aber doch sehr mühseligen und kostspieligen Arbeit reizt. Auf der einen ganzen Längsseite dieser rechteckigen Fläche nämlich erschien nicht ein einziges Pfostenloch, während die andere Seite damit besät war. Und auffallend war der Übergang von dem breiten freien Felde zu den Standspuren: die vordersten von diesen bildeten untereinander eine scharfe gerade Linie. Wir hatten also eine Straße mit einer Häuserfront angeschnitten.

Die aufgedeckten Pfostenlöcher teilten sich weiter in zwei Gruppen, die durch einen 3—4 m breiten Streifen getrennt wurden, der kein Pfostenloch barg. Das war natürlich ein Gang oder ein Hof zwischen zwei Gebäuden. Näheren Aufschluß über die Größe und den Grundriß dieser Anlagen hat die diesjährige Grabung noch nicht gebracht, da die Pfostenlöcher der Rückseiten und Außenwände der Häuser noch in der Erde ruhen. Infolgedessen ist auch noch nicht der Versuch unternommen, System in die gefundenen Standspuren zu bringen. Aber etwas anderes hat sich schon klar herausgestellt. Auf 100 qm

liegen über 50 Pfostenlöcher. Das ist eine so beträchtliche Menge, daß hier Überbauungen stattgefunden haben müssen. Nach den oben ausgeführten Merkmalen nun lassen sie sich in mehrere gleichartige Gruppen zerteilen, und damit läßt sich schon jetzt, obwohl die letzte Untersuchung dieser Besiedelungsfläche noch aussteht, mit Sicherheit aussprechen, daß mindestens eine vierfache Bebauung dieser Stelle vorgenommen ist. Daraus läßt sich ein vorläufiger Schluß auf die Dauer der festen Besiedelung ziehen. Nach dem Urteile alter erfahrener Zimmerleute steht eine Holzhütte wohl an die dreißig Jahre. Damit ist für die Altenburg eine mindestens hundertjährige Besiedelungszeit festgestellt. Es hat aber den Anschein, als ob weitere Beobachtungen diesen Zeitraum leicht um die Hälfte vergrößern werden.

b. Eine Tongrube.

(S. Abb. 2.)

Auf dem oben erwähnten Plateau des Burgberges befinden sich eigenartige Wälle, die ein derart geschlossenes Bild liefern, daß ihre Zusammengehörigkeit und ihr gemeinsamer Zweck in die Augen springt. Von Westen nach Osten ziehen sich im Abstand von ca. 20 m zwei Parallelwälle von ca. 60 m Länge hin, die im Osten dadurch einen Abschluß herstellen, daß der südliche Wall nach Norden umbiegt. Nur eine kleine Lücke verbleibt in der nordöstlichen Ecke. Am Westende der Wälle fehlt der Zusammenschluß. Der nördliche Wall hat in der Mitte einen scharfen Sattel, der südliche auf seiner westlichen Hälfte einen zungenartigen Vorsprung, sodaß der Innenraum an dieser Stelle eine Einschnürung auf 10 m aufweist. Dadurch wird der Eindruck hervorgerufen, als ob der westliche Teil ein Vorraum zu einer dreimal größeren, inneren Kammer gewesen sei. Die Form des Grundrisses und die Mächtigkeit der bis ca. 2 m hohen Wälle einerseits, die Feuchtigkeit des Bodens, die eine Bewohnung ausschloß, andererseits machten die Anlage zu einem Problem. Der Spaten gab die Lösung. Ein Querschnitt durch die vorspringende Zunge ergab, daß dieser Wall in seinem Kern gar kein künstlicher Bau war. Nur die oberste Schicht von $\frac{3}{4}$ m Dicke war aufgeschüttet. Darunter befand sich der natürliche Boden. Der Wall war eine stehengebliebene Bank, an deren beiden Seiten das Erdreich

entfernt und z. T. auf diese Bank aufgeworfen war. Die Enden dieses Schnittes wurden so weit gezogen, daß sie Auskunft über die Beschaffenheit des Bodens im Innenraum der Wallkammer geben mußten. Hier war wirklich die ursprüngliche Oberfläche über 1 m tief entfernt. Erst da stieß man auf gewachsenen Boden, der aber keine Vegetations- und Kulturschicht mehr besaß. Unmittelbar auf die abgetragene Fläche waren Massen aufgeschüttet, die manche Scherbe und einige Knochen bargen. Eine Erbreiterung des östlichen Endes dieses Schnittes bestärkte

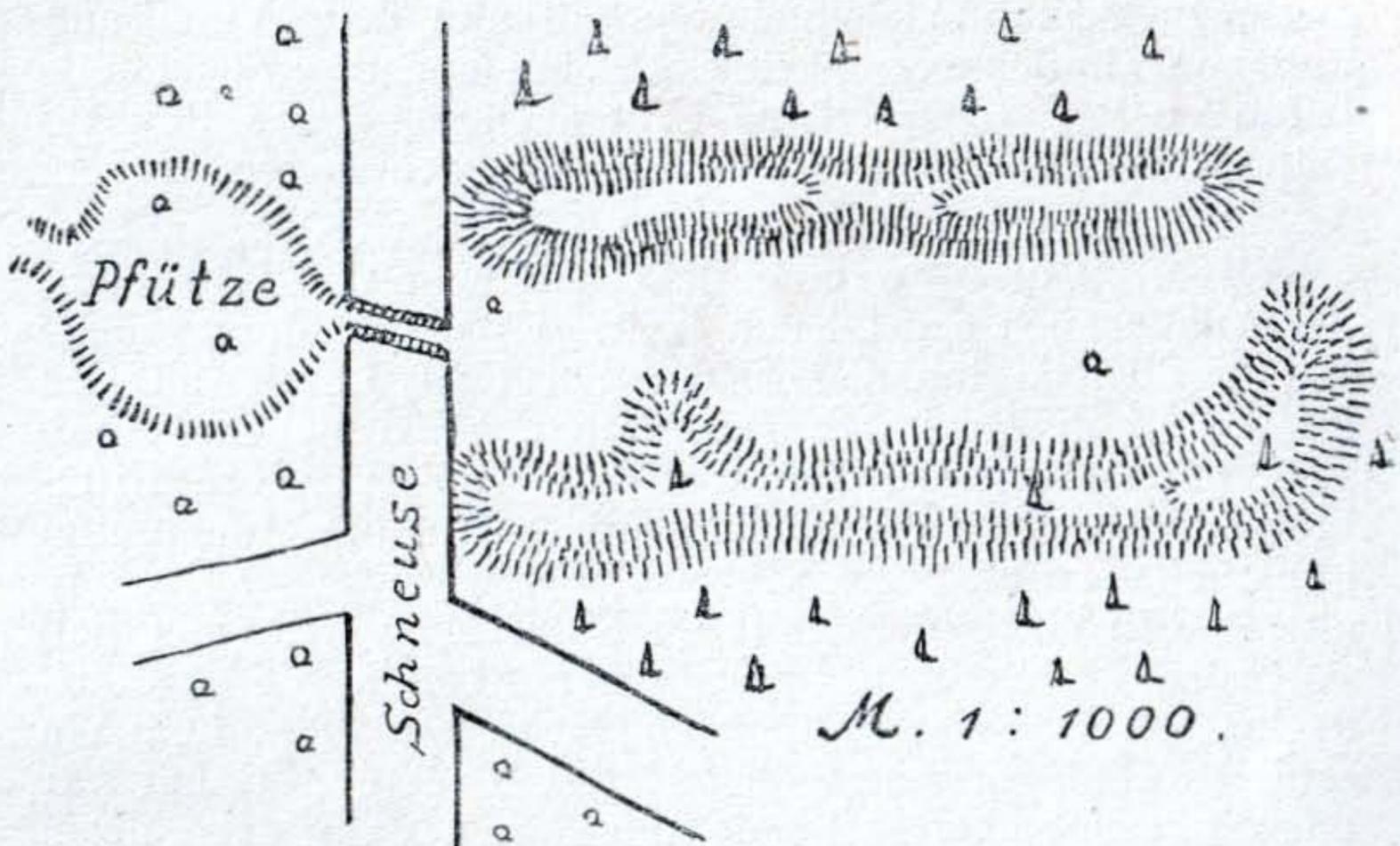


Abb. 2.

die Richtigkeit der Beobachtung. Zugleich war beabsichtigt, Aufschluß über die Frage zu gewinnen, ob hier Besiedlungen stattgefunden hätten. Da sich keine Brandgruben, Pfostenlöcher oder sonst Hinweise auf Bewohnung auf der 20 qm großen abgedeckten Fläche zeigten, so durfte wohl — zumal da wegen der großen Feuchtigkeit des Bodens jegliche Besiedlung von vornherein sehr fraglich erschien — geschlossen und behauptet werden, daß die ganze Anlage nicht zu Wohnzwecken gedient habe.

Neue Beobachtungen wurden an dem westlichen Ende des Schnittes gemacht. Aus erheblicher Tiefe wurden eine Menge Feuerwacken zutage gefördert — Material, das durch intensiven Brand aus der Grauwacke entsteht. Wenn

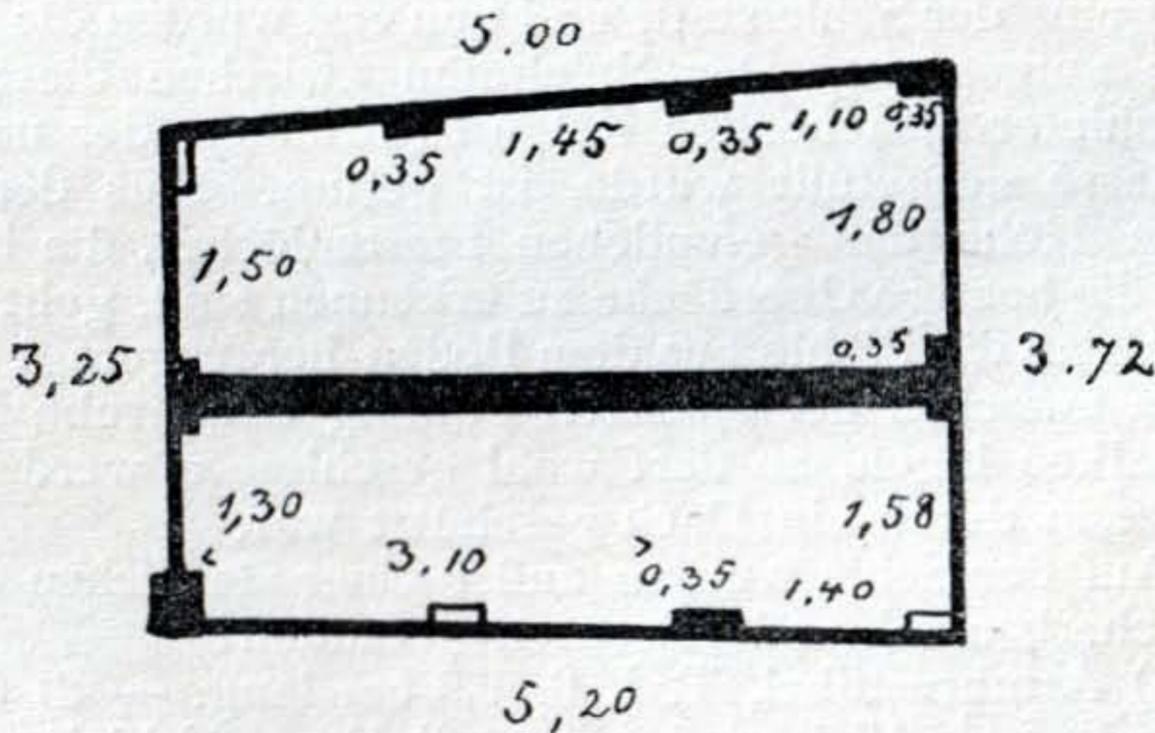
man nicht annehmen will, daß diese Steine von anderswoher an diesen Ort gebracht sind — und dazu liegt kein Grund vor —, so mußte einst an der westlichen Seite des zungenförmigen Vorsprungs eine starke Brandstelle gewesen sein. Darauf schien auch das herausgearbeitete Profil hinzuweisen. Ein Teil des lehmigen Erdreiches war merkwürdiger Weise wasserundurchlässig, anscheinend durch Brand gehärtet, sodaß das sickernde Wasser um diese Lehmmasse herum einen eigenartigen Lauf zu nehmen gezwungen war. Auf Grund dieser beiden Beobachtungen wird die Vermutung ausgesprochen, daß sich in der Ecke zwischen dem südlichen Längswall und dem Vorsprung und zwar in der westlichen Ecke eine mächtige Feuerstelle befunden hat. Die weitere Untersuchung dieses Punktes soll während der nächsten Grabung vorgenommen werden.

Die nächsten Schnitte, die gelegt wurden, mußten erweisen, ob die gewonnene Ansicht über die Entstehung der Wälle auch sonst Stich hielt. Es wurde der südliche Längswall von innen her, der nördliche Längswall von innen und außen her angeschnitten. Von neuem ergab sich, einmal daß wirklich die Wälle nur planlose Erhöhungen waren und zum anderen, daß der Innenraum künstlich vertieft war. Zu welchem Zweck das letztere aber? Ein einziger Schnitt quer durch die Kammer gab Antwort. Nach Entfernung einer dünnen Vegetationsdecke, die sich erst später gebildet haben mag, kam ein schiereres Tonlager sehr feinen Materials zutage. Damit war allerdings eine überraschende und klare Lösung der ganzen Anlage gewonnen. Wir haben es mit einem Tonstich zu tun. Die abgedeckte Erde ist einfach nach rechts und links geworfen worden, und so sind die Wälle entstanden. In dieses Bild würde sich die Brandstelle, die man nun mit einem Töpferofen in Verbindung zu bringen geneigt ist, vorzüglich einfügen und die stehengebliebene, vorspringende Erdzunge erklären. Soviel darf weiter als feststehend behauptet werden, daß der Tonstich gleichzeitig mit der Burgbesiedlung in Benutzung war. In den aufgeschütteten Massen finden sich keramische Überreste in verhältnismäßig großer Menge, aber nur Ware, die gleichartig und gleichaltrig ist mit den übrigen zahlreichen Scherbenfunden auf der Burg.

c. Wasserbecken.

1. Wasserbecken am östlichen Ende der Tongrube.
(S. Abb. 3.)

Ganz in der Nähe des Tonstiches und weiterhin verstreut über das ganze Burgplateau fallen runde Bodensenkungen auf, die bis zu 10 m Durchmesser haben, aber nicht allzu tief sind. Sie wurden als Wasserlöcher angesprochen. Drei von ihnen sind während der diesjährigen Kampagne aufgedeckt. Zuerst wurde diejenige Vertiefung untersucht, die an der südöstlichen Außenecke des Tonstiches bemerkt wurde. Es sollte ein Quadrat von ihr ausgehoben werden. Schon bei $\frac{1}{2}$ m Tiefe konnte ein Pfostenloch erkannt werden, auf das eine schon vorher beobachtete, mehrere Meter lange, gradlinige Sandzeichnung zulief. Daraufhin wurde festgestellt, daß diese Linie die Grenze zwischen bewegtem und gewachsenem Boden war, und daß infolgedessen das Wasserloch nicht rund, sondern viereckig gewesen sein mußte. Auf Grund dieser Beobachtung konnte der Schnitt korrigiert und verkleinert werden. Die Vollendung der Arbeit bestätigte die Beobachtung und lieferte folgendes Ergebnis.



M. 1:100.

Abb. 3.

In 1,75 m Tiefe wurde die Ecke eines viereckigen Bassins bloßgelegt, dessen Seiten mit Holz ausgekleidet und dessen Sohle mit Eichenbohlen ausgelegt war. Den Grundriß des ganz aufgedeckten Bassins stellt Abbildung 3 dar.

Die Bodenfläche ist ein nicht ganz regelmäßiges Rechteck von durchschnittlich 5,10 zu 3,50 m Durchmesser. Die Seitenwände dieses Loches, die aus Brettern gebildet sind und sich noch in Höhe von 45 cm erhalten haben, werden durch starke Pfähle gehalten. Außer den 4 Eckpfosten weisen die Schmalseiten einen Mittelpfosten, die Längsseiten 2 solche auf. Der nordwestliche Eckpfosten hatte doppelte Nuten, in die die 2—3 cm starken Bretter eingeschoben waren. Technisch beachtenswert war die Sohle. Zwischen die beiden Mittelpfosten der Schmalseiten war ein rundlicher Balken eingeklemmt, um den Pfosten größere Standfestigkeit zu geben. Die beiden Halbflächen, die so entstanden, waren mit je 4 Bohlen ausgelegt, die eine Dicke von 4 cm und eine Breite von 33 cm besaßen. Die Lücken zwischen diesen Bohlen, die sich nicht hart aneinander schlossen, schienen mit Steinen ausgeglichen zu sein. Diese künstliche Sohle war aber nicht erst nachträglich auf den Grund des fertiggestellten Holzkastens gelegt. Die Bohlen faßten unter den Seitenwänden durch. Die Anlage muß demnach so erfolgt sein, daß nach Aushebung des Loches die Pfosten und Zwischenpfosten eingesetzt und verankert wurden. Darauf fand die Auslegung der Sohle statt, und nun erst wurden die Seitenwände aufgesetzt. Der Spielraum zwischen diesen und den dahinter anstehenden festen Erdwänden, der natürlich mit Masse ausgefüllt wurde, ist gering. Aus der senkrechten Höhe der gefundenen Pfostenlöcher, die beinahe bis an die heutige Oberfläche zu erkennen sind, geht weiter hervor, daß die Pfähle aus dem Boden herausgeragt haben, und da zwischen der späteren Füllung der Grube Bretter und Balken lagen, so darf wohl geschlossen werden, daß das Bassin durch ein Dach geschützt war.

Auf der Sohle wurden außer einer stattlichen Anzahl von Scherben folgende Bronzen gefunden:

1) Armbrustfibel, T. I, 9, 6,5 cm lang. — 2) Gürtelhaken, T. I, 4, 17,3 cm lang. — 3) Etwa 40 kleine Ringe wie T. I, 7, 6 mm innere Weite. — 4) Zierscheibe, T. I, 2, 10,6 : 10 cm Durchmesser; auf der Vorderseite, die durch eine die Konturen begleitende eingeschlagene Linie als solche gekennzeichnet wird, liegt in der oberen Hälfte ein mit zwei Nieten befestigter vertikaler Stift auf, der nach der Analogie der Zierscheibe aus Skrej (bei Pič-Déchelette, Le Hradischt de Stradonitz S. 58 Fig. 7) bis an das untere Ende der Scheibe durchging. In dem böhmischen

Exemplare ist an dem Stifte oben ein Ring angebracht, mit dem die Scheibe an einem knebelförmigen Halter hing. Unsere Scheibe war nicht als freihängendes Zierstück gedacht oder wenigstens nicht gebraucht, denn auf dem rechten Ende (v. B.) des horizontalen Durchmessers ist noch ein Niet erhalten, und auf der gegenüberliegenden Seite der Rest des Nietloches, und ein weiteres Nietloch befindet sich am Rande des oberen Sektors rechts. Oben am Ende des Stiftes war aber wie auf der Skrejer Scheibe ein Ring oder eine Zierat angebracht, denn der Niet, der das vertikale Stäbchen hält, dient auch zur Befestigung eines Bronzeblättchens auf der Rückseite der Scheibe, das der Rest des Ansatzes für einen Ring oder einen Zierat war. — 5) Zwei Bügel, T. I, 1, 3, 4,6 cm hoch, 4,2 cm Weite. Pič erklärt diese auch auf dem Hradischt vorkommenden Bügel als Sporen, der Stachel wäre in das Loch in dem vertikalen Ansatz eingeschoben. (Pič-Déchelette S. 79. 3.) Für einen Sporn scheint die Weite nicht zu genügen. Eher könnte man an Zügelführungen denken: der Bügel wurde auf das Geschirr aufgesteckt, die Zügel lagen im Bügel und wurden durch ein in die Ösen eingeschobenes Stäbchen am Hinausgleiten gehindert. — 6) Drei Anhänger wie T. I, 6, 8,8 cm hoch. Platte mit Öse vorn aufgelötet.

In derselben Fundschicht traten auch verstreut menschliche Knochen auf, darunter ein Unterkiefer. Ihre Lage schloß jeden Gedanken an eine improvisierte Bestattung in dem Wasserbassin vollkommen aus. Es müssen Reste sein, die nach einer Einnahme und Zerstörung der Burg früher oder später in den nicht mehr benutzten Brunnen hineingeraten sind.

Die Deutung auf ein Wasserbecken steht außer allem Zweifel. Wir haben anfangs die Möglichkeit erwogen, ob es sich um einen Keller handeln könne. Aber es wollte nicht einleuchten, warum man für einen Keller einen solchen feuchten Ort ausgesucht haben sollte? Die Grabung wurde in der trockensten Jahreszeit ausgeführt, und trotzdem spritzten bei dem Ausheben kleine Wasseradern aus den Seitenwänden heraus, die den Boden leise mit Wasser bedeckten, das keinen Abfluß fand! Alle Zweifel schloß der Befund am dritten der untersuchten Becken und vor allem die Analogie in einem römischen Lager auf deutschem Boden aus, die unten S. 44 zu erwähnen ist.

2. Wasserbecken östlich des Dornköpfchens.

Die Untersuchung dieses Bassins, das an der vom Dornköpfchen in östlicher Richtung ziehenden Schneise liegt, konnte noch nicht beendet werden. Es ergab sich zunächst das gleiche Bild wie oben. In 1,70 m Tiefe wurde der Grund erreicht. Das Bassin war etwas kleiner wie das erste und maß 4,00 : 2,80 m. Die 60 cm hohen Seitenwände wurden nur durch die 4 Eckpfosten gehalten. Die Sohle war mit 7 Bohlen ausgelegt. Es scheint aber, als ob das Bassin auf einer Seite wenigstens eine doppelte Wandung gehabt habe. Außer einigen Scherben und einem Mühlstein wurden keine Funde gemacht.“

Soweit Hofmeister.

3. Wasserbecken westlich der Tongrube.

(S. T. IV und Abb. 4 und 5.)

Unmittelbar vor dem Eingange zu der oben von Hofmeister beschriebenen Tongrube lag die größte der erhaltenen runden Gruben (vgl. S. 27 Abb. 2 Pfütze).

Unter dieser fand sich ein Doppelbassin, dessen Grundriß und dessen Ansicht nach der Grabung Abb. 4 und T. IV wiedergibt. Es besteht aus zwei annähernd gleich großen Kammern, die mit einer Längsseite zusammenstoßen. Jede dieser Kammern hat an den drei Außenseiten ihre eigene durch vier Eckpfosten gestützte Bohlenverkleidung. Zwischen die nebeneinander stehenden Pfosten am Zusammenstoß der Schmalseiten (bei C und D) ist die Mittelwand eingelassen. Das Ganze ist eine einheitliche Anlage. Aber wie in den oben beschriebenen Bassins so sind auch hier die Ecken nicht rechtwinklig; das führte zu erheblichen Ungleichheiten der Seiten und hatte weiter zur Folge, daß die aufeinanderstoßenden Schmalseiten keine grade Flucht bilden, sondern im Winkel auseinandergehen.

Die südliche Kammer (I) hat durchschnittlich 3,60 : 4,60 Seite, die nördliche (II) 4,75 : 3,50. Den Boden bildet der undurchlässige gewachsene Fels, der der Kammer II liegt etwas tiefer als der der Kammer I. Zwischen die Eckpfosten der Kammer I an der Mittelwand ist auf dem Boden zur Verankerung der Pfosten ein der Länge nach gespaltener Baumstamm von 26—35 cm Breite und 12—17 cm Höhe eingeklemmt, der in ausgestemmte

2. Wasserbecken östlich des Dornköpfchens.

Die Untersuchung dieses Bassins, das an der vom Dornköpfchen in östlicher Richtung ziehenden Schneise liegt, konnte noch nicht beendet werden. Es ergab sich zunächst das gleiche Bild wie oben. In 1,70 m Tiefe wurde der Grund erreicht. Das Bassin war etwas kleiner wie das erste und maß 4,00 : 2,80 m. Die 60 cm hohen Seitenwände wurden nur durch die 4 Eckpfosten gehalten. Die Sohle war mit 7 Bohlen ausgelegt. Es scheint aber, als ob das Bassin auf einer Seite wenigstens eine doppelte Wandung gehabt habe. Außer einigen Scherben und einem Mühlstein wurden keine Funde gemacht.“

Soweit Hofmeister.

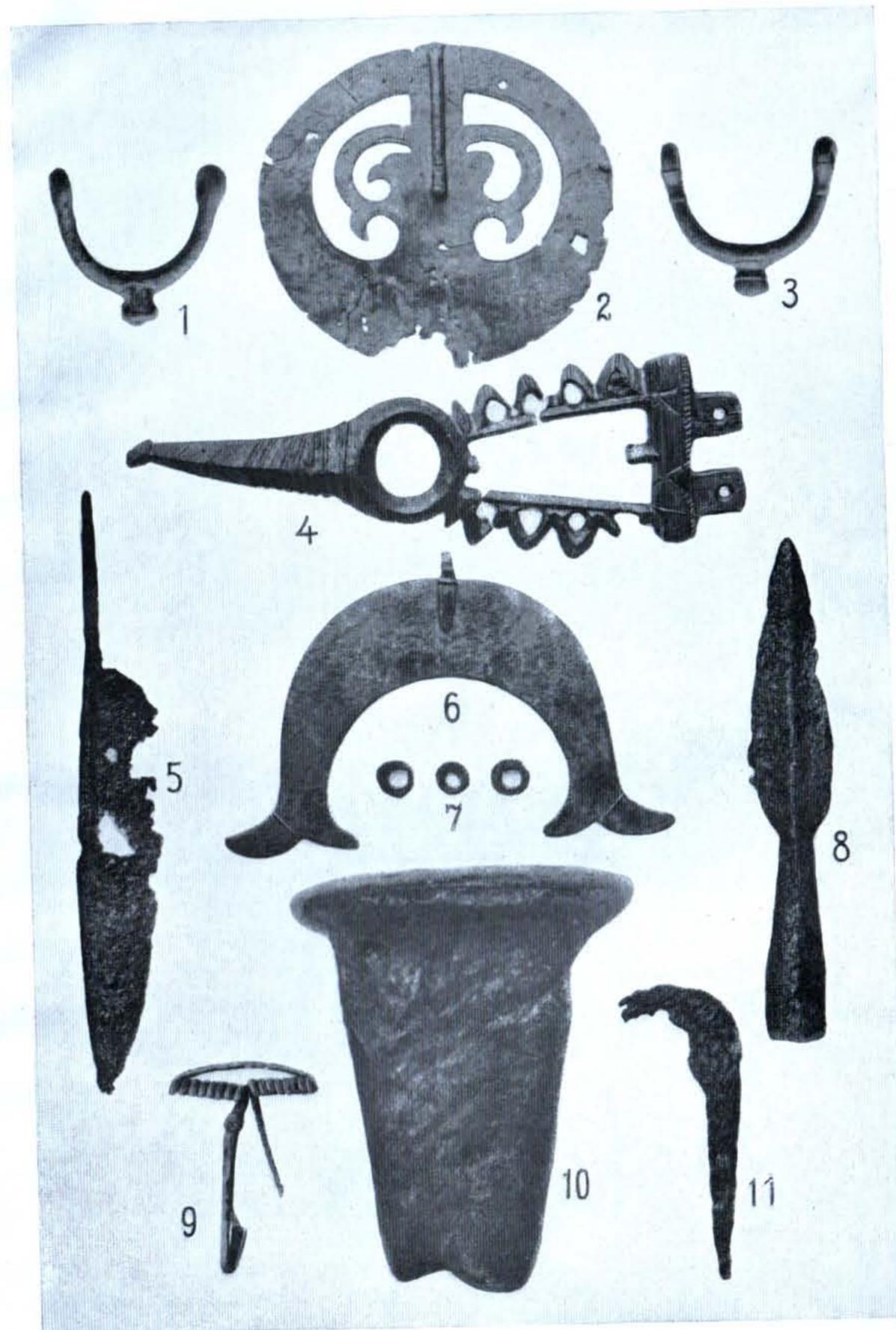
3. Wasserbecken westlich der Tongrube.

(S. T. IV und Abb. 4 und 5.)

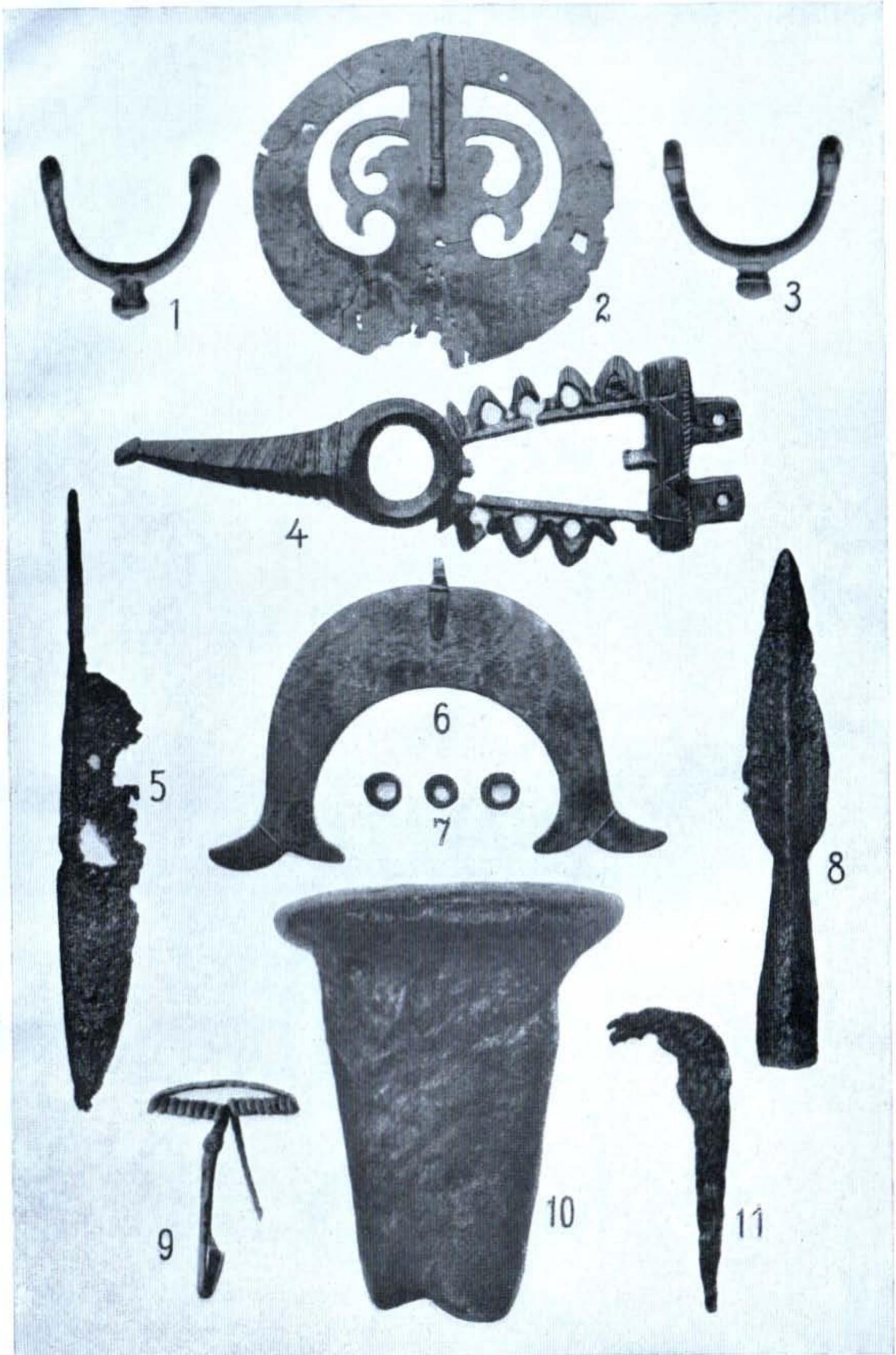
Unmittelbar vor dem Eingange zu der oben von Hofmeister beschriebenen Tongrube lag die größte der erhaltenen runden Gruben (vgl. S. 27 Abb. 2 Pfütze).

Unter dieser fand sich ein Doppelbassin, dessen Grundriß und dessen Ansicht nach der Grabung Abb. 4 und T. IV wiedergibt. Es besteht aus zwei annähernd gleich großen Kammern, die mit einer Längsseite zusammenstoßen. Jede dieser Kammern hat an den drei Außenseiten ihre eigene durch vier Eckpfosten gestützte Bohlenverkleidung. Zwischen die nebeneinander stehenden Pfosten am Zusammenstoß der Schmalseiten (bei C und D) ist die Mittelwand eingelassen. Das Ganze ist eine einheitliche Anlage. Aber wie in den oben beschriebenen Bassins so sind auch hier die Ecken nicht rechtwinklig; das führte zu erheblichen Ungleichheiten der Seiten und hatte weiter zur Folge, daß die aufeinanderstoßenden Schmalseiten keine grade Flucht bilden, sondern im Winkel auseinandergehen.

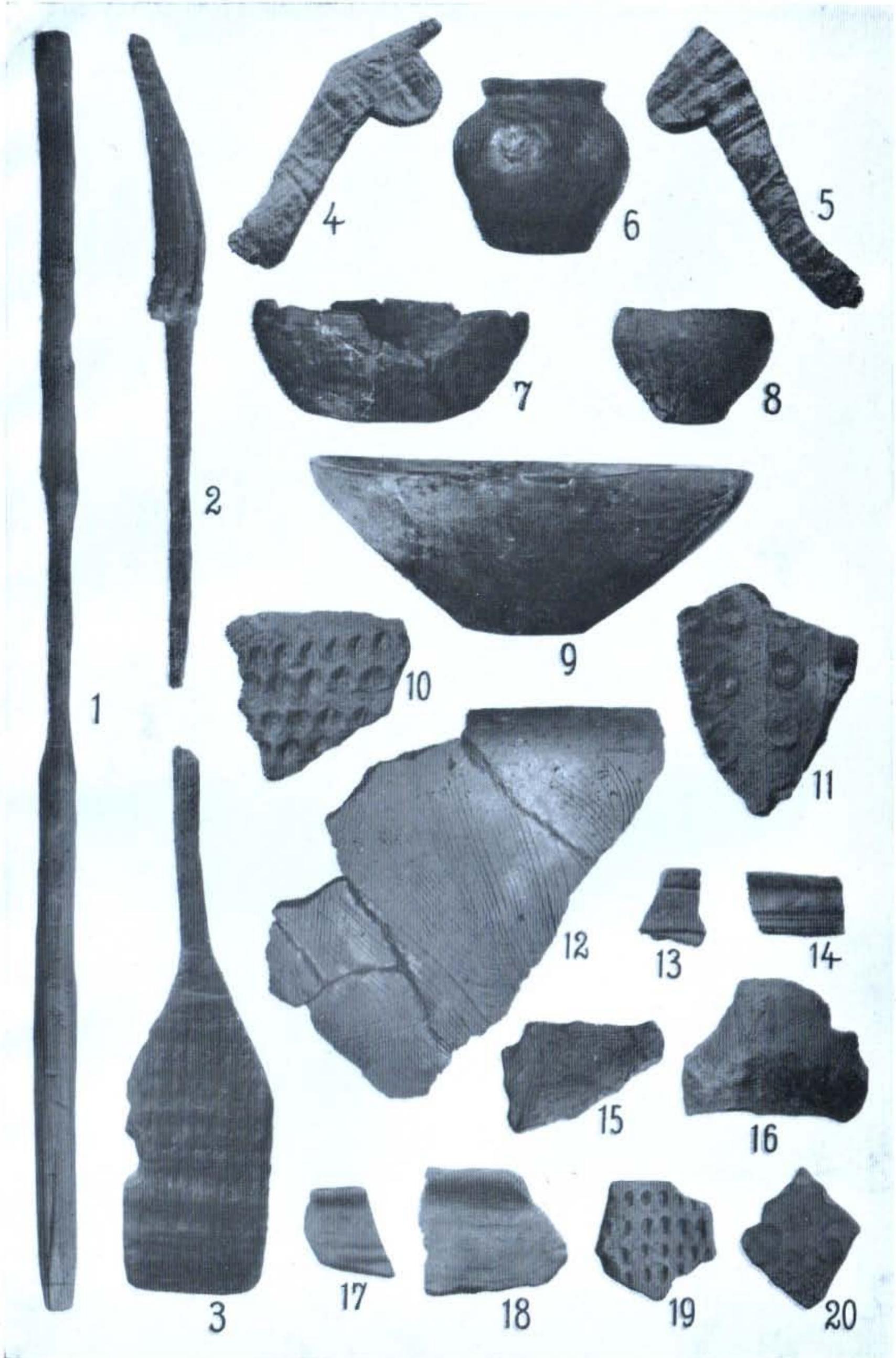
Die südliche Kammer (I) hat durchschnittlich 3,60 : 4,60 Seite, die nördliche (II) 4,75 : 3,50. Den Boden bildet der undurchlässige gewachsene Fels, der der Kammer II liegt etwas tiefer als der der Kammer I. Zwischen die Eckpfosten der Kammer I an der Mittelwand ist auf dem Boden zur Verankerung der Pfosten ein der Länge nach gespaltener Baumstamm von 26—35 cm Breite und 12—17 cm Höhe eingeklemmt, der in ausgestemmte



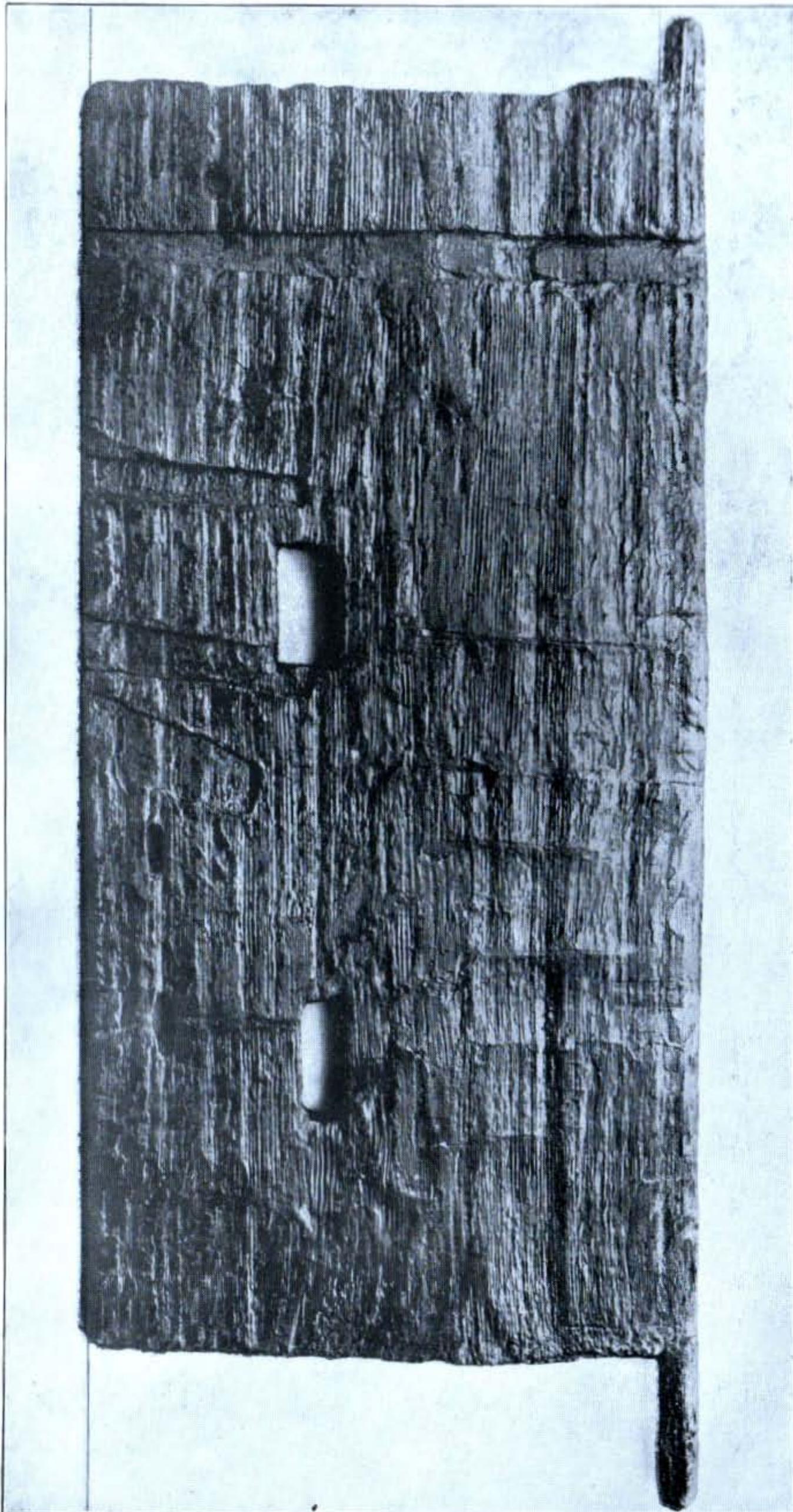
Bronze- und Eisenfunde von der Altenburg.



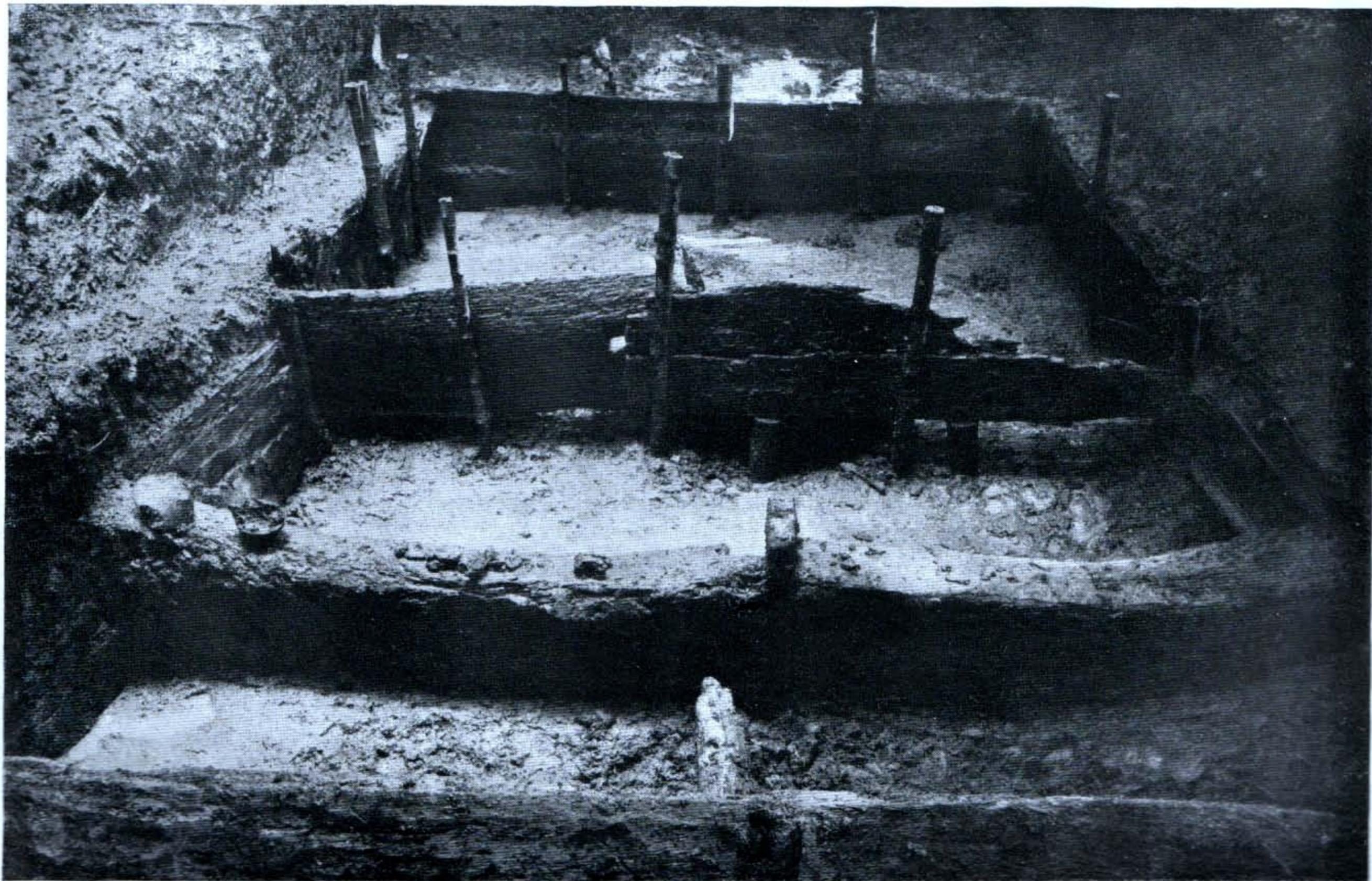
Bronze- und Eisenfunde von der Altenburg.



Holzfunde und Keramik von der Altenburg.



Holztür von der Altenburg.



Das Doppelbassin auf der Altenburg. (Vorn Kammer II mit den Laufbrettern.)

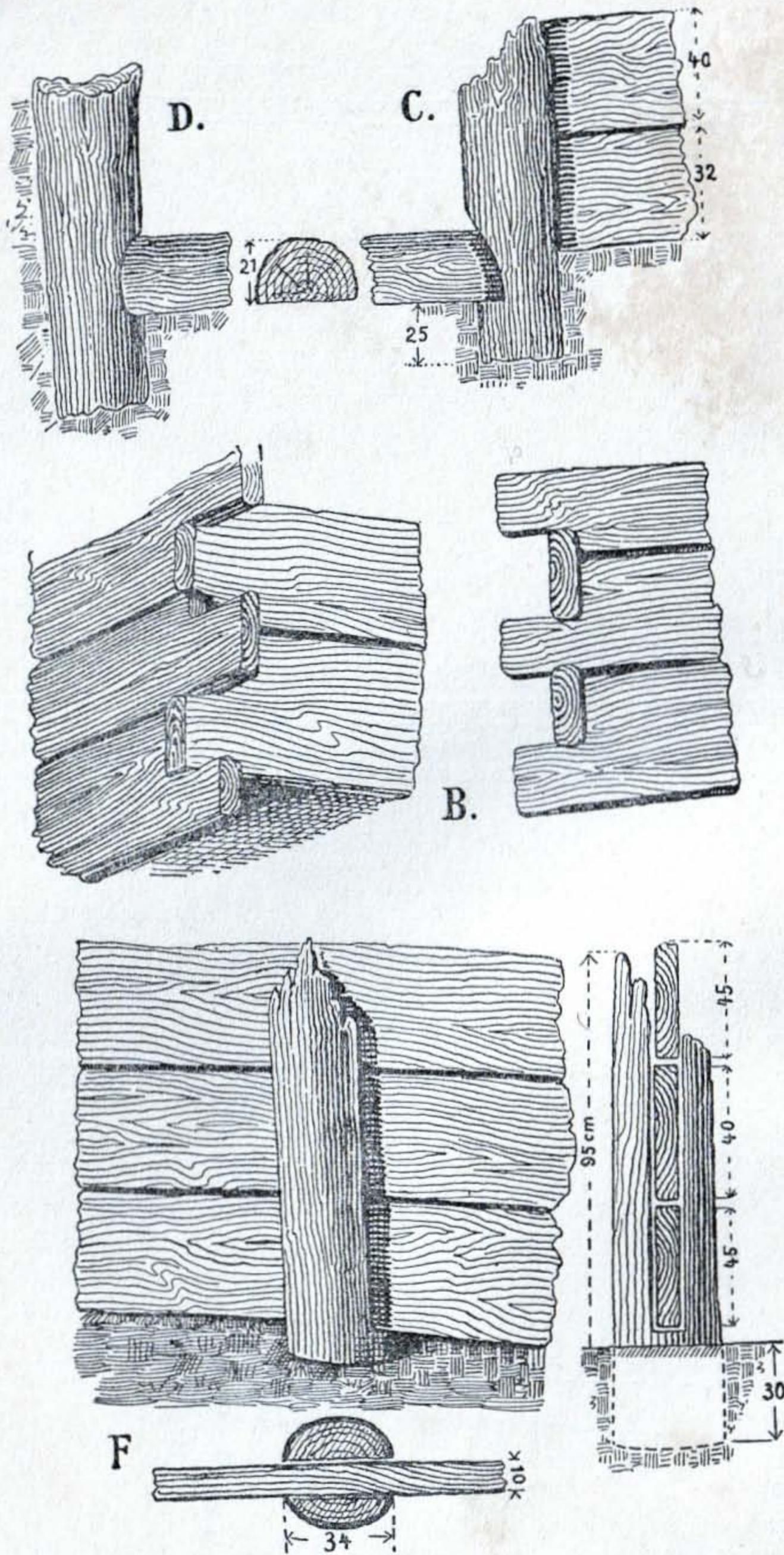


Abb. 5.

Vertiefungen der Eckpfosten eingeschoben ist (s. Abb. 5 D C). Die Pfosten sind roh zugehauene Stämme, die etwa 25—30 cm in den gewachsenen Boden eingelassen sind, über dem Boden ca. 25—30 cm Durchmesser haben und sich nach oben verjüngen. An den eingelassenen Teilen ist die Rinde nicht entfernt. Während in der Kammer I die Pfosten vor den Wänden stehen, die sich an sie anlehnen, sind die Wände in Kammer II in Nuten der Pfosten eingeschoben, und zwar hat der nordöstliche Eckpfosten E dementsprechend zwei Nuten, für die Bohlen der Ost- und der Nordseite. Der nordwestliche Eckpfosten G ist verfallen. Gelegentlich läßt sich beobachten, daß die Bohlen für das Einschieben in die Pfosten zugeschlagen sind. Für die Festigung der Bohlen der Nordwand der II. Kammer ist noch besondere Fürsorge getroffen worden. In der Mitte dieser Wand steht ein 34 cm starker Stamm, der 30 cm tief eingelassen noch 1,25 m Höhe über dem Boden hat. In diesen ist von oben bis auf das Niveau des umgebenden Bodens ein 10 cm breiter Spalt eingearbeitet, und in diesen sind die Wandbohlen eingesetzt, die somit in dem Stamm wie in einer Gabel ruhen (s. Abb. 5 F).

In der weniger stark befestigten Kammer I sind nur drei Pfosten erhalten. In der Mitte der Südwand, dem eben beschriebenen Gabelpfosten der Nordwand von II entsprechend, hat wahrscheinlich auch ein die Wand stützender Pfosten gestanden, da hier im gewachsenen Boden eine Vertiefung fühlbar ist. Dasselbe gilt von dem Pfosten an der SO-Ecke B. Hier war aber durch die hier allein auftretende Verzahnung der Bohlen der Süd- und der Ostwand schon für größere Festigkeit gesorgt (s. Abb. 5 B).

Die Wände waren aus je 3 übereinanderliegenden Bohlen gebildet, deren geringste Stärke 4 $\frac{1}{2}$ cm, deren größte 10 cm betrug. Die Höhe wechselte von 28—50 cm. Besonders stattlich waren die Bohlen der Nordwand von 50 cm Breite und 4,98 m Länge bei 5—6 cm Stärke.

Die Trennung der beiden Kammern war eine außerordentlich merkwürdige. Sie war durch zwei 75 cm hohe und 2,60 m lange Bretter hergestellt, die jedes mit einem Ende zwischen die Pfosten der einen Seite eingelassen mit dem anderen Ende übereinandergriffen, ohne die gegenüberliegende Seite zu erreichen. Sie finden auf der Sohle ein Widerlager an dem zwischen die Eckpfosten der Kammer I eingeschobenen Stamm, und überdies ist in diesen Stamm

in ein Stemmlloch von 12:7,6 cm ein senkrechter Pfosten eingelassen, der sie gegen einen Druck von II her festigt. Die Wahl der mächtigen Bohlen, die Verstärkung der Wand durch deren Übereinandergreifen, endlich die Sicherung durch den liegenden Stamm und den Pfosten verrät die Absicht, die Kammer I möglichst undurchlässig und möglichst fest gegen II abzusperren. Es war also die Kammer II allem Anschein nach der eigentliche Wasserbehälter. Dazu paßt gut, daß durch das etwas höhere Niveau von I und dem zwischen die Pfosten von I eingeschobenen halben Stamm ein Durchsickern des Wassers von II nach I auf der Sohle verhindert wurde und außerdem, daß gerade in II die Wände so sorgfältig in die Eckpfosten eingelassen worden sind.

Daß wir in II in der Tat einen Wasserbehälter vor uns haben, ergibt sich endlich aus zwei Laufbrettern, die parallel zu den Längswänden der Kammer über diese hinübergelegt waren. Diese Laufbretter, 28—29 cm breit und 4 cm stark, lagen auf beiden Seiten auf der mittleren Bohle der Wand auf und griffen noch beiderseits 30—40 cm in das umgebende Erdreich ein. Auf der Westwand ließ sich hier noch ein dünner Pfahl konstatieren, der das Brett gegen seitliche Verschiebung sicherte, und dem sicher ein zweiter auf der andern Seite entsprach, dessen Reste wir aber ebensowenig wie die der vorauszusetzenden Pfähle auf der Ostwand gefunden haben. In der Mitte der Kammer lagen die Bretter auf einer aufgestellten Bohle von 1,01 m Höhe, 0,35 m Breite und 0,10 m Stärke, die 0,20 m tief in den Boden eingelassen war. Auf ihrer Oberkante befand sich am Rande ein 3 cm hoher, 10 cm breiter und 10 cm dicker Zapfen, der das Brett auf dem Pfosten festhielt. Die Laufbretter lagen nicht auf dem Pfosten auf, sondern waren an seiner Seite etwa 16 cm weit heruntergeglitten, ohne daß sie jedoch ihre Richtung im geringsten verändert hatten. Beide waren in der Mitte tief eingebogen. Die Enden waren glatt, ohne Bruchspur. Die Deutung der Vorrichtung als einer Brücke über das Bassin ist nicht anzufechten, und damit wird auch die des Bassins als eines Wasserbehälters aufs neue gesichert.

Für die Auffassung des Verhältnisses der beiden Kammern zu einander ist der Umstand von Bedeutung, daß die beiden Bohlen der Mittelwand jede ein durchgehendes Loch aufwies. Das der (von II aus) vorderen Bohle war rundlich, von 8 cm Durchmesser, und war

1,75 m von der Wand entfernt 38 cm über dem Boden angebracht, es wurde nach der Kammer I zu durch die hintere Bohle verdeckt. Die Öffnung der hinteren Wand war viereckig, von 8 cm Seite, befand sich 1,47 m von der Wand entfernt, 45 cm über dem Boden. Es ist heute nicht mehr von der vorderen Bohle verdeckt, bei der Ausgrabung jedoch lag diese Bohle so, daß sie das Loch gerade verdeckt haben würde, wenn sie ursprünglich eine regelmäßige viereckige Gestalt hatte und die Abschrägung des Endes (s. T. IV) eine Folge zufälliger Zerstörung ist. Da beide Bohlen an den entsprechenden Stellen heute in ähnlicher Weise gestaltet sind, ist diese Annahme aber nicht ganz unbedenklich.

Es ist uns bisher nicht gelungen, eine völlig befriedigende Erklärung der Löcher zu finden, weder für den Fall, daß beide verdeckt waren, noch für den Fall, daß das eine offen war. Zum Aufziehen der Bohlen hätten sie in der Mitte sitzen müssen, auch hätte mindestens an zwei Stellen in jeder Bohle ein Zug angebracht werden müssen. Zum gelegentlichen Hinüberlassen von Wasser aus II in I hätte sich das unbedeckte Loch wohl geeignet, nicht aber das verdeckte. Waren beide verdeckt, so ist der Zweck vollends rätselhaft.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhange noch der Fund eines 2,60 m langen Brettes, das vor der Wand in II stand. Dies hatte zwei viereckige Ausschnitte am oberen Rande, deren Entfernung genau der Entfernung der Löcher in den Bohlen entsprach (69 cm). Der Gedanke lag nahe, daß dieses Brett je nachdem es aufgehängt war, die Löcher der Wand schließen und öffnen sollte; er mußte aber wieder aufgegeben werden, da diese ja nicht in einer Ebene liegen, und das eine ohnehin verdeckt war.

Könnten die Löcher als Durchlaß für Wasser aus dem Wasserbecken II in die Kammer I aufgefaßt werden, so würde dies eine wesentliche Stütze für eine Erklärung der ganzen Anlage sein, die wir als die zunächst wahrscheinlichste empfehlen möchten. Wenn Hofmeister, mit Recht wie wir glauben, die Wälle bei unserem Bassin auf einen Tonstich zurückführt, so würde — selbst wenn die verheißungsvollen Spuren eines Töpferofens nicht Stich halten sollten — die Kammer I als Platz für die Aufbereitung des Tones gedeutet werden können und zwar vor allem für das Einsumpfen, das dem Ton die zur Verarbeitung

nötige Konsistenz durch Wasseraufnahme geben soll. Diese Arbeit wird noch heute meist in einer Grube, die mit Brettern oder Mauerwerk verkleidet ist, dem „Sumpfe“ der Töpferei, vorgenommen, und die Vorschriften für deren Anlage, wie sie z. B. Kerl, Handbuch der gesamten Tonwarenindustrie (3. Aufl. von Cramer und Hecht, Braunschweig 1907) S. 152 gibt, passen durchaus auf unsere Kammer. Nur würde man heute noch für einen ober- oder unterirdischen Wasserabfluß sorgen. Die Zuführung der nötigen Wassermenge aus dem Behälter II war, wenn die Löcher in der Scheidewand nicht dafür bestimmt waren, leicht durch Schöpfgefäße zu bewerkstelligen. Die Deutung auf eine Anlage für Tonaufbereitung wird durch einige hölzerne Werkzeuge, die in den beiden Behältern gefunden wurden, noch besonders nahe gelegt, nämlich die Doppelkeule (T. II, 1), das Holzmesser (T. II, 2), die Schaufeln (T. II, 3) und eine lange Stange mit Griff. Es sind mit diesen Werkzeugen zugleich noch andere Geräte gefunden worden, die mit der Tonbereitung nichts zu tun haben, und die Keule und die Schaufeln können natürlich auch anderweitige Verwendung gefunden haben (vgl. unten S. 39 f.). Aber schwerlich wird sich für das 87 cm lange Messer ein anderer Zweck denken lassen als der den Ton zu schneiden, da es doch nur eine weiche Masse angreifen konnte. Messer und Schaufeln würde man also mit dem Prozeß der Reinigung des Tones zusammenbringen können, der zu diesem Behufe geschnitten wird. Neben dem Schneiden ist auch das Treten oder das Stampfen mit Lehmkeulen zu gleichen Zwecken üblich (Kerl a. a. O. S. 154 ff.): darauf ließe sich die Doppelkeule beziehen. Die Stange könnte zum Durchstechen des Tones während des Einsumpfens gedient haben.

Hoffentlich wird die Untersuchung der Umgebung unserer Anlage festzustellen erlauben, ob wir die bisher gefundenen Spuren in den richtigen Zusammenhang gebracht haben, und ob wir uns hier tatsächlich einer germanischen Töpferei gegenüber befinden¹⁾.

Wenn der Wasserbehälter östlich des Tonstichs uns eine Reihe wichtiger Bronzefunde geliefert hat, so hat uns unser Doppelbecken außer einigen guten Eisenfunden und

¹⁾ Sollte die Wallform des Aufwurfs am Tonstich in Rücksicht auf das „Wintern“ des Tones gewählt worden sein, für das eine schräge Lage des Tones wünschenswert ist? Vgl. Kerl a. a. O. S. 141.

reicher Keramik einen unerhofften Schatz in einer Fülle von Holzfunden geschenkt.

Die Fundschicht begann unter dem Rande der Holzverschalung. Von da bis auf den Boden lagen in beiden Behältern wirr durcheinander und übereinander durchschnittlich 2 m lange Knüppelhölzer, zum großen Teil noch mit Rinde, ohne Spuren einer Bearbeitung und schmale Bretter von 2—4,50 m Länge. Sie werden ohne Zweifel von Hütten stammen, deren Dächer mit den Knüppeln eingedeckt gewesen sein mögen. Brandspuren zeigte nur eine Stange. Zwischen diesen Bauhölzern lagen verstreut mannigfaltige Geräte und Werkzeuge. Weitaus die Mehrzahl in dem Wasserbehälter. Hier wurden unter anderem gehoben: 1) Ein Türflügel T. III aus einem Stück geschnitten, von 1,11 m Länge und 0,57 m Breite, mit Zapfen zum Einlassen in die Schwellen und zahlreichen schwer zu deutenden Löchern und Nuten für den Verschuß. Wohl um das Werfen des Holzes zu verhindern, war eine schmale schwalbenschwanzförmige Nute senkrecht zur Längsrichtung eingeschnitten, in die eine entsprechend geschnittene Leiste eingeschoben war. 2) Fragment eines zweiten Türflügels. 3) Zwei flache als Tierköpfe stilisierte Zieraten T. II, 4. 5, 43 und 41 cm lang, die an die Pferdeköpfe von den niedersächsischen Bauernhäusern erinnern, und wenn sie nicht tatsächlich von einem Firstschmuck stammen, jedenfalls Endverzierungen sind, die an einem Gerät (Wagen? Thron?), oder an einem Gebäude angebracht und, wie die flache Rückseite lehrt, nur auf eine Ansicht berechnet waren. Das vollständiger erhaltene Exemplar hat auf der Rückseite ein schräg von unten nach oben verlaufendes etwa 1,5 cm tiefes, 1 cm starkes Loch für einen Holzstift. 4) Doppelkeule T. II, 1 1,70 m lang, 6,5—8 cm Durchmesser mit 28 cm langem dünneren Griff in der Mitte, auf der einen Seite stumpf, auf der anderen leicht zugespitzt, veröffentlicht und besprochen von Kropatschek im Jahrbuch des Archäologischen Instituts 1909 (vgl. denselben, Jahrbuch 1908 S. 19). Es ist das Gerät, dessen Form und häuslichen Gebrauch wir längst von griechischen Vasenbildern her kennen, das auch zur Liste des altrömischen Hausrats gehörte und hier pilum hieß. Unser Fund zeigt, daß es auch bei den Germanen im Gebrauch war, gewiß nicht als südliches Lehnsgut sondern als uralter Besitz. 5) Stange 2,10 m lang, 5,5—6,5 cm Durchmesser, an dem einen Ende ein 34 cm langer dünnerer

Griff, das andere Ende zugespitzt. 6) Holzmesser T. II, 2 0,87 m lang; vgl. oben S. 38. 7) Zwei Schaufeln wie T. II, 3, 72,5 und 69 cm lang, größte Breite des Blattes 19,5 und 21,5 cm. Ähnliche Holzschaufeln im Fulder Pfahlbau, der bis in die La Tène-Zeit zurückreicht bei Vonderau, Pfahlbauten im Fuldatale, T. IV 1, 4, 9. 8) Hälfte einer Holzschüssel mit segmentförmiger, zum Aufhängen durchlochtem Griffplatte, 19 cm Höhe, 38 cm Durchmesser, Griffplatte 20 : 5 cm. 9) Boden eines runden Spahnschächtelchens, mit einem kleinen Rest der Wandung, 12,5 cm Durchmesser. Die Wandung war an vier Stellen durch dünnere Holzbänder gehalten, die durch den Rand des Bodens durchgezogen waren.

An Eisensachen fanden sich in der Kammer II die Lanzenspitze T. I, 8, 15,6 cm lang, mit Nietloch an der Tülle, das Messer T. I, 5, 18,5 cm lang mit vierkantiger Angel und breitem Rücken, und der Ambos T. I, 10 12,5 cm hoch, Kopf 10,5 cm Durchm., mit vierkantigem Schaft. Auf dem Kopfe sind noch zahlreiche Hiebspuren sichtbar. (Vgl. Schumacher, *Altertümer unserer heidn. Vorzeit V*, S. 255 ff., T. 46.) — Spärliche Reste eines Weidengeflechts wurden in II gehoben. Knochen waren auch in dieser Anlage zahlreich im Schutt verstreut.

Sehr bedeutend waren selbst angesichts des Scherbenreichtums der Altenburg die keramischen Funde. Die Hauptmasse lag in der Wasserkammer. Wir erwähnen Bruchteile mächtiger Vorratsgefäße mit weiter Mündung — darunter auch einige mit einer originellen Kombination mit dem Finger gedrückter Tupfen und gezogener Streifen T. II, 11 —, sehr vieler Schalen mit und ohne Verzierung T. II, 9, 12, flacher Näpfe wie T. II, 7, ein mit Graphit überzogenes Töpfchen T. II, 6 u. a. Von der Ware gewöhnlicher prähistorischer Technik heben sich die Reste dreier auf der Scheibe angefertigter Gefäße ab: eine halbkugelförmige Schale mit glänzend schwarzer polierter Oberfläche, ein eiförmiger Topf gleicher Technik mit aufgemalten roten Bändern und einem Zickzackstreifen, endlich der untere Teil eines großen Vorratsgefäßes (vermutlich etwa wie Pič-Déchelette T. L. 1), roter Ton mit dunkler Oberfläche (ursprünglich wohl schwarz, durch einen Brand grau gefärbt) mit einer kreisförmigen Eintiefung in der Mitte der Standfläche wie Pič-Déchelette T. LIII 3.

Die archäologische Bedeutung der aufgedeckten Wasserbehälter liegt auf der Hand. Sie geben uns einen Einblick in den Stand des germanischen Zimmerhandwerks, lehren uns eine neue Art der Wasserversorgung der Volksburgen kennen und haben in der konservierenden Feuchtigkeit ihrer Lehmschicht uns eine Fülle wertvoller Altertümer bewahrt. Aber alles dies scheint erst in das rechte historische Licht zu treten durch eine Feststellung, die angesichts dieser Anlagen Edward Schröder machte, als er nach der Ausgrabung der beiden ersten Behälter die Altenburg besuchte. Schröder fand den Namen, den solche Wasserbehälter in germanischer Zeit geführt haben müssen, und da dieser Name ein Lehnwort aus dem Lateinischen ist, gab er damit die Gewißheit, daß solche Anlagen von den Römern übernommen worden sind. Die Wichtigkeit dieses Fundes rechtfertigt es, wenn wir den Brief, den Schröder einige Zeit nach seinem Besuche auf nochmalige Anfrage an Hofmeister richtete, schon hier im vorläufigen Berichte vollständig wiedergeben. Er schreibt:

„Als Sie mir in diesem Sommer auf dem Plateau der Altenburg die merkwürdigen Wassersammelstellen aus altchattischer Zeit zeigten, die aufzudecken Ihnen gelungen war: bis zu 2 m tiefe, regelmäßig rechteckige Ausschachtungen, deren Boden und Wände mit Eichenbohlen belegt und versteift waren, da hab ich mir als Germanist gleich die Frage vorgelegt, wie denn wohl die alten Deutschen eine solche Vorrichtung zum Sammeln des Wassers benannt haben möchten? Ich kam sofort zu dem Resultat, daß darauf keine gemeingermanische und keine altdeutsche Bezeichnung passen könne, daß das, was wir hier vor uns hätten, vielmehr das sei, was die Germanen mit einem sehr früh aufgenommenen Lehnwort, das über die ganze germanische Welt verbreitet ist, althochdeutsch *phuzzi*, älter *putti* benannt haben, d. i. lat. *puteus*! Ja gerade der Anblick dieser Wasserlöcher brachte mir die Aufklärung, wie es gekommen sei, daß sich aus einem Fremdwort, welches herüber genommen wurde, als Bezeichnung einer künstlichen Brunnenanlage, unser *Pfütze* entwickeln konnte: mit einer Bedeutung, welche das ganze Gegenteil des ursprünglichen, die Entlehnung veranlassenden Wortwertes darzustellen scheint. — Der fast notwendige Schluß ist nun freilich auch der, daß solche künstlichen Vorrichtungen zur Aufsammlung, sei es des Regenwassers, sei es kleinerer natürlicher Wasseradern von den

Germanen den Römern abgelernt wurden, denen sie gleichzeitig auch das sie bezeichnende Wort entlehnten.

Der lateinische *puteus* ist auf festländischem Boden von den Germanen jedenfalls lange Zeit früher entlehnt worden, als die Angelsachsen ihre Heimat verließen: sie besitzen es als *pytl* (masc.), und von ihnen scheint es zu den Skandinaviern als *pyttr* (masc.) gelangt zu sein. Auf dem deutschen Festland, wo es ursprünglich *putti* hieß, ist es im Hochdeutschen zu *puxxi* und *phuxxi* (masc.) und daneben zu (**putlea*), *puxxa*, *pfuxxa* (fem.) geworden. Die Aufnahme des Wortes muß vor 400, sie kann sehr wohl schon in der Zeit der allerfrühesten Beziehungen mit den Römern, also auch vor Christi Geburt erfolgt sein.

Die Germanen selbst hatten zunächst für den sprudelnden Brunnen ein allen Stämmen gemeinsames Wort: got. *brunna*, ahd. *brunno*. Wie dieses Wort zu *brinnan* „brennen“, so gehört ein zweites, sehr altes, wenn auch nur für die Westgermanen bezeugtes Wort: *sōl* (masc.) zu *siuthan* „sieden“; es liegt u. a. als Dat. Plur. im Namen der verschiedenen Salz- und Mineralquellen „Sooden“ vor; als Appellativ bedeutet es später in Deutschland vorzugsweise den Zieh- oder Schöpfbrunnen: aber dies ist deutlich eine jüngere Entwicklung, vergleichbar der, welche heute in der Schriftsprache den künstlich hergerichteten „Brunnen“ von der natürlichen „Quelle“ unterscheidet. Auch dieses letzte Wort, obwohl erst im Ausgang des Mittelalters bezeugt, ist sicher uralt. Alle drei: „Brunnen“, „Sood“, „Quelle“ — um von andern wie „Spring“ und „Welle“ hier zu schweigen — bezeichnen eine lebendig fließende, sprudelnde Quelle. — Daneben besaßen die Germanen „mari“, unser „Meer“, ein höchst vieldeutiges Wort, welches (nach Ausweis der Ortsnamen) auch eine sich sumpftartig verbreitende Quelle bezeichnen konnte. Besondere Bezeichnungen für künstliche Brunnenanlagen waren ihnen fremd, womit ich natürlich nicht bestreite, daß sie auch schon vor der Bekanntschaft mit den Römern Löcher gegraben haben, um sei es Regenwasser oder dünne Wasseradern aufzufangen, sei es das Grundwasser zu erreichen: so etwas wird man wie in späterer Zeit *waxzerloch* resp. *waxzerhol* genannt haben, oder auch *hol* schlechthin, für das Graffs Althochdeutscher Sprachsatz (Bd. IV Sp. 846) eine Fülle von Bedeutungen aufführt, u. a. auch „vorago“ und „gorges“.

Der „puteus“ der Römer war sowohl ein Brunnen-schacht wie eine Cisterne — und beide Bedeutungen hat

auch das Lehnwort ahd. *phuzzi*, *phuxxa*: die ahd. Belege bei Graff III, 355 geben dafür die Übersetzungen (resp. geben es als Übersetzung von) „puteus“ und „cisterna“, und die Nachprüfung erweist, daß bei puteus auch an einen Brunnen mit Quellwasser gedacht wurde. Andererseits hat schon ein Glossar des 12. Jahrhunderts für *pfuxxa* die Bedeutung „palus“, also „Sumpf“, welche die Entwicklung zu unserem „Pfütze“ vorbereitet. Es ist klar, daß sich aus solchen z. T. gewiß recht primitiven künstlichen Wasserlöchern, wenn sie vernachlässigt wurden und unbenutzt blieben, schließlich „Pfützen“ entwickelten.

Die ursprüngliche Bedeutung: künstliche Wasser-sammelstelle, die so tief liegt, daß man zu ihr hinabsteigen oder aber das Schöpfgefäß hinablassen muß, tritt besonders deutlich zu Tage in den literarischen Zeugnissen der Karolingerzeit, mit denen ich hier schließen will.

Die Geschichte von Christus und der Samariterin, Ev. Joh. Kap. 4, spielt bekanntlich an einem Brunnen: der griechische Text wechselt zwischen den Ausdrücken *πηγή* und *φοέαρ* (Weizsäckers Übersetzung: „Quelle“ und „Brunnen“); dem entsprechend hat die Vulgata zuerst „fons“, nachher „puteus“: daß es sich bei der „Quelle Jakobs“ um keine Cisterne handelt, ist ohne weiteres klar, obendrein spendet sie Vers 11 „aquam vivam“¹⁾. Von dieser biblischen Erzählung nun besitzen wir aus dem 9. Jahrhundert drei deutsche Fassungen: eine prosaische in der zu Fulda ca. 825–830 entstandenen Übersetzung der Evangelienharmonie des Tatian (Ausgabe von Sievers S. 118), die gereimte Darstellung Otfrids in seinem Evangelienbuch (ca. 870) Buch II Kap. 14 und ein davon unabhängiges, wahrscheinlich etwas älteres Gedicht aus Lorsch (Müllenhoff und Scherer, Denkmäler Nr. 10): alle drei folgen der Vulgata, indem sie zunächst „fons“ mit *brunno* übersetzen und dann dem „puteus“ der Vorlage entsprechend zu *phuzzi* (*fuxxe*) resp. *puzzi* oder *buxxa* übergehen. Und Otfrid in seiner pedantischen Weise führt die Doppelheit der Bezeichnung gleich von vornherein ein: V. 8 *bi einemo brunnen, thaz wir ouh puzzi nennen*, d. h. „bei einem Brunnen von der Art, welche wir Pfütze nennen“.

Ob die von Ihnen gefundenen Anlagen sämtlich von natürlichen Wasseradern gespeist wurden, oder ob es teil-

¹⁾ Bei Otfrid: *springentan brunnon*; in dem Lorsch Gedicht: *quecbrunnan*.

weise Cisternen waren, ist für mich gleichgiltig: jedenfalls bin ich überzeugt, daß schon die alten Chatten, von denen sie herrühren, dafür die Bezeichnung *putti* (oder ähnlich) brauchten — und wenn das richtig ist, so werden sie auch die Kunst, solche Reservoirs zu schaffen und durch Fassung dauerhaft zu gestalten, erst von den Römern gelernt haben. Es scheint mir also notwendig, daß in römischen Befestigungen oder Siedelungen nach ähnlichen Anlagen geforscht werde — sie brauchen nur ähnlich, nicht genau ebenso auszusehen, um die Herübernahme des Ausdruckes „puteus“ zu erklären.“

Schneller als man es voraussetzen konnte, ist die in den letzten Zeilen ausgesprochene Forderung Schröders erfüllt worden. Hofmeister kam von der Ausgrabung auf der Altenburg nach Oberaden, als man dort grade einen auffallend ähnlichen Wasserbehälter in dem römischen Lager aus Drusus Zeit aufdeckte. Kropatschek beschreibt diesen kurz im Römisch-germanischen Korrespondenzblatt 1909 S. 1. Das ist eine glänzende Bestätigung der Schröderschen Beweisführung. Wohl mag man im ersten Augenblick Bedenken haben eine verhältnismäßig so einfache Anlage erst auf römischen Einfluß zurückzuführen. Aber die Bündigkeit des sprachwissenschaftlichen Beweises macht einen Widerspruch unratsam, solange er sich nicht auf Tatsachen stützen kann, die mit dem Spaten unwiderleglich festgestellt sind. Die Untersuchung der „Mardellen“ auf unseren Burgen, unter deren mancher sich ein *putti* bergen mag, wird gewiß bald Material für diese Frage liefern. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse sehen wir keinen Grund zum Zweifel. Das Bild, das uns die Ausgrabungen aller Orten von dem Äußeren der germanischen Kultur um Christi Geburt herum liefern, entspricht doch der wenig schmeichelhaften taciteischen Schilderung durchaus. Daß der Gedanke, Wasserbehälter zu graben und durch Holzverkleidung die Wände abzusteißen, nicht im Kreise dieser Kultur gefaßt worden ist, hat kaum etwas Auffälliges. Die Art der Herrichtung der Becken, namentlich die Verschiedenheit der Festigung der Wände durch die Pfosten und die Umständlichkeit einiger Verbindungen scheint geradezu die unsichere noch auf keine Erfahrung gestützte Handhabung einer fremden Form zu verraten.

4. Datierung der Burg durch die Funde.

Unter den bis jetzt gehobenen Funden bezeichnet die Fibel T. I, 9 die obere Altersgrenze der Siedelung, da die Steinwaffen als datierend nicht in Betracht kommen. Die Fibel zeigt einen Typus der Mittel-La Tène-Periode. Wir würden somit in das zweite Jahrhundert v. Chr. Geb. verwiesen werden. Die übrigen Funde gehören nun aber ausschließlich der Spät-La Tène-Periode an, Reineckes Periode D, also dem 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Es kommt hier vor allem der Gürtelhaken (T. I, 4) in Betracht (vgl. Reinecke, Zur Kenntnis der La-Tène-Denkmäler der Zone nordwärts der Alpen S. 41 und S. 40 Fig. 12a), und die Zierscheibe (vgl. Reinecke S. 43), ferner die Bronzebügel, die wir als Zügelführungen ansprachen, die sich ebenso auf dem Hradischt bei Stradonitz wiederfinden (Pič-Déchelette T. XXV. 20, XXXI. 20) und noch im Gräberfeld von Dobrichov-Pichora aus der ersten Kaiserzeit auftreten (Pič, *Archaeologický Výzkum ve středních Čechách* 1897 T. 19). Auch die Eisensachen gehören ihrer Form nach in diese Zeit, so die Speerspitze, das Messer, das Sichelmesser (T. II, 11; vgl. Vouga, *Les Helvètes* pl. XV. 14), der Ambos und der Gürtelhaken aus den Wohnstätten (S. 24). Endlich werden auch die Regenbogenschüsselchen als späteste vorrömische Prägungen der Kelten (und Germanen) heute allgemein dem letzten vorchristlichen Jahrhundert zugeschrieben. (Forrer, *Keltische Numismatik* S. 225; Reinecke S. 15.)¹⁾ Unter diesen Umständen werden wir auch die Fibel unbedenklich als Wiederholung eines älteren Typus aufzufassen haben, eine Erscheinung, die grade in der Spät-La Tène-Zeit sehr häufig ist (vgl. Reinecke S. 15). Unser Fibeltypus findet sich auch auf dem Hradischt bei Stradonitz (Pič-Déchelette T. III. 7, XV. 5, 8), von dem wir die besten Analogien zu unseren Funden haben (Iriden, Pič-Déchelette S. 14. Fig. 3, Gürtelhaken ib. T. XIX. 16, durchbrochene Zieraten T. XXXIX. 8, Bügel T. XXV. 20, XXXI. 20), und den Déchelette mit vollem Rechte unter Vergleich mit den Funden vom Mont Beuvray, der alten Aeduerhauptstadt Bibracte, in das erste Jahrhundert v. Chr. Geb. ansetzt und den keltischen Boiern zuweist²⁾. (Le Hradischt

¹⁾ Eine Übersicht über Iridenfunde von deutschen Burgen gibt Kofler, *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde* N. F. III S. 15, 5.

²⁾ Mit ausgesprochener Spät-La Tène-Keramik findet sich sogar

de Stradonic, Extrait du congrès archéologique de Mâcon, 1901). Mit der Ansetzung der Altenburgsiedelung in das erste Jahrhundert v. Chr. Geb. stimmt auch die Keramik durchaus. Sie hat die nächsten Analogien in dem Geschirr des Friedhofes bei Nauheim (Oberhessen), der in die Spät-La Tène-Zeit gehört (Quilling, die Nauheimer Funde, Frankfurt 1903), und in den Scherbenfunden aus der Ansiedelung auf der Milseburg, die aus derselben Periode stammt¹⁾. Diese drei Fundstätten geben ein sehr reiches Bild von dem Formenschatz, der Ornamentik und der Technik der chattischen Töpferei des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, die sich als ärmere Verwandte der keltischen Keramik der gleichen Zeit, wie etwa der boischen von Stradonitz, darstellt. Der Formenschatz ist einfach. Charakteristisch ist besonders die Vorliebe für die henkellose Schüssel mit geradem oder mit umbiegenderm Rande (T. II, 9, 12) und mit verschiedenartigster Führung des Wandprofils. Neben der Schüssel ist besonders beliebt der niedrige Napf (T. II, 7) und das hohe Vorratsgefäß mit weiter Mündung, selten eiförmigen, meist mehr konischen Querschnitts, nach dem Rande zu etwas ausgebaucht, der Rand gelegentlich wie bei der Schale umbiegend — ein Miniaturgefäß der Art T. II, 8. Die Scherben von Gefäßen dieser beiden Typen bilden den Hauptbestandteil unter dem bestimmbareren Scherbenmaterial auf der Milseburg sowohl wie auf der Altenburg, wie sie auch im Nauheimer Gräberfeld weit überwiegen (vgl. die Formentabelle bei Quilling S. 12). Die Vasen mit engem Halse wie Quilling T. VII. 79, 87 sind auf den beiden Burgen noch nicht konstatiert worden, wohl aber tritt die für diese bezeichnende Profilierung durch Wulste nicht selten auf (T. II, 17), ebenso wie die tiefe Furche unter der Mündung, ein Rudiment der Hals- und Schulterbildung (T. II, 18, vgl. Quilling T. VIII. 94). Die Kosten der Verzierung werden fast ausschließlich durch das eingekämmte vertikal gerichtete Strichornament bestritten, das in Nauheim und auf dem Hradischt einen regelmäßigen Charakter trägt, während es in der Keramik

eine Früh-La Tène-Fibel auf der Befestigung bei Bimbach, vgl. Vonderau, Der Ringwall am nördlichen Heidenküppel bei Unterbimbach im Kreise Fulda, T. I, 8.

¹⁾ Die Publikation der Milseburg wird vorbereitet. Die Typen der Eisenfunde entsprechen denen von Hradischt, vom kleinen Gleichberg und dem aus der ersten Kaiserzeit stammenden Funde von Körner (Götze, Zeitschrift für Ethnologie XXXII, S. 202 ff.).

der Milseburg und der Altenburg oft kreuz und quer die Wandungen bedeckt (T. II, 12). Gelegentlich wird es zur Darstellung eines geformten Ornaments benutzt: T. II, 15 (Maschen) und T. II, 16 (Zickzacklinien), aber auch diese Versuche stehen hinter den überlegten Kombinationen der keltischen Keramik entschieden zurück. Wie auf dem Hradischt, so kommt übrigens auf der Altenburg wie auf der Milseburg die Schlangenlinie vor, die später in der slavischen Ornamentik das Leitmotiv bildet. Eine Seltenheit ist die Verwendung des von der Dekoration der Knochengeräte übertragenen kleinsten Kreises mit Mittelpunkt: T. II, 13 (auf der Burg aufgelesen). Die Tupfen auf T. II, 20 begegnen in Malerei und eingedrückt auf dem Hradischt wieder: Pič-Déchelette T. II, 18 und LVIII, 4 und 12. Das uralte Motiv der Finger- und Nageleindrücke findet auf der Milseburg wie Altenburg häufig Anwendung: T. II, 10, 19; in Nauheim und auf dem Hradischt ist es seltener: Quilling T. X. 64, Pič-Déchelette T. LIV, 24 (gekerbte Leiste). Die Töpferscheibe kündigt sich auf der Milseburg und auf der Altenburg in einigen Spuren an: außer den S. 40 erwähnten Gefäßen aus dem doppelten Wasserbecken sind auch in den Wohnungen hier und da Scherben aufgelesen worden, die ihre Anwendung verrieten. Aber die Spärlichkeit ihres Auftretens im Vergleich zu dem in keltischen Siedelungen, wie dem Hradischt und dem Mont Beuvray, zeigt den weiten Abstand, der bei wesentlich gleichem Formenschatz die germanische Kultur unserer Gegend von der keltischen trennt. So ist auch die Bemalung der Gefäße, die in der Keramik der genannten keltischen Siedelungen und der Gräber des Marne-Gebiets eine so große Rolle spielt, bei uns nicht durchgedrungen: wir haben bisher nur die sehr bescheidene Probe gefunden, die S. 40 erwähnt wurde.

Es darf als sicheres Ergebnis unserer Vergleiche hingestellt werden, daß die Altenburg in die Reihe der Ansiedelungen und Festungsanlagen der Spät-La Tène-Stufe gehört, wie sie Reinecke a. a. O. S. 11 zusammenstellt, und zwar bildet die Altenburg mit der Milseburg und dem kleinen Gleichberg zusammen, der jedenfalls von den Hermunduren benutzt wenn auch nicht angelegt worden ist, die germanische Gruppe der Reihe, der die keltische: Alesia, Bibracte, La Tène, Hradischt, Manching u. a. gegenübersteht.

5. Altenburg und Mattium.

Die Altenburg ist im letzten vorchristlichen Jahrhundert befestigt und besiedelt worden. Wir haben es also mit einer chattischen Volksburg zu tun, die nach den bisher aufgedeckten Spuren über hundert Jahre bestanden haben wird. Um das Ende der Burg aus den Funden zeitlich festzulegen, fehlen noch feste Anhaltspunkte. Die allein in breiter Menge vorliegende Topfware ist zwar außerordentlich gleichartig, und dies spricht ebenso wie die bisher berechnete Dauer der Ansiedelung gegen zu weites Hinabgehen, aber wir kennen die Entwicklung der germanischen Keramik in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu wenig, um sicher urteilen zu können. Ein Teil der Wohnungen ist einmal durch Feuer zerstört worden, und die Brandspuren an den Befestigungen zeugen von einer Eroberung der Burg durch Feindeshand. Aber ob beides zusammenhängt, wann das Ereignis eintrat, und ob es vielleicht das Ende der Burg bedeutete, muß der Fortgang der Ausgrabungen erst lehren. Wüßten wir Genaueres über den Fund, der dem 16. Jahrhundert (vgl. S. 10) in die Hände fiel, so wäre wohl schon heute eine bestimmte Vermutung möglich: er scheint nicht gerade für allmähliches Aufgeben der Siedelung zu sprechen, während die Funde in den Wasserbehältern zweideutig sind.

Wir können also die nachgewiesenen Brandspuren vorläufig noch nicht mit dem Zuge des Germanicus zusammenbringen, der Mattium, das caput gentis, verbrannte. Aber daß die Altenburg zu Mattium gehörte, ist in der Tat wahrscheinlich. Auf den Namen Mattium hat das Dörfchen Metze allen berechtigten Anspruch, sprachlich und nach seiner Lage im Herzen des Hessenlandes nördlich der Eder¹⁾. Es liegt in einer Schlinge der tief eingeschnittenen Matzoff, die bis oberhalb des Dorfes der Rhein heißt, und war, wenn es sich innerhalb der natürlichen verteidigungsfähigen Grenzen hielt, ein kleiner Ort. Das caput gentis kann es nur als Fürstensitz oder als Kultstätte der Stammesgottheit gewesen sein — wahrscheinlich barg es beides — und dann gehörte dazu eine Fluchtburg, in der Fürst und Volk in Zeiten der Not ihre Zuflucht fanden. Ich verweise auf Schuchhardts bahn-

¹⁾ Vgl. zuletzt P. Vogt, Kleine Beiträge zur Geschichte der Chatten, Jahresbericht des Königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Cassel 1901 S. 5 ff.

brechende und weitgreifende Auseinandersetzungen über Hof, Burg und Stadt bei Germanen und Griechen (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, 1908, I, XXI S. 305). Die Altenburg liegt weiter ab als sonst die Gauburgen vom Herrenhof, weiter noch als die curtis Seelheim von der Amöneburg, aber das war durch die Verhältnisse bedingt, denn für eine Burg von dieser Ausdehnung kam weit und breit kein anderer Platz in Frage als der im Winkel der Ebene gelegene, sie weithin beherrschende Bergzug am Emsufer. Auch die weitere Stufe der Entwicklung fehlt nicht: das feste Schloß auf dem Falkenstein löst den Gutshof in der Ebene ab.

Germanicus hätte nur halbes Werk getan, wenn er Mattium verbrannt, die Gauburg nicht angetastet hätte. Der taciteische Bericht und vielleicht schon seine amtliche Quelle konnte beides um so eher zusammenfassen, als die Burg schwerlich ihren eigenen Namen hatte. Als der Zusammenhang mit Mattium längst gelöst und vergessen war, hieß sie die Burg schlechthin — „da man es auff der Burg nennet“, sagt Lauze —: der ursprüngliche Name wird höchstens den Zusammenhang mit Mattium noch bestimmt bezeichnet haben, wie zur curtis Quitilinga die Quitilinburg, zum Töthofe die Teutoburg gehört (Schuchhardt a. a. O. S. 306 f.).